

aus
politik
und
zeit
geschichte

beilage
zur
wochen
zeitung
das parlament

Klaus von Schubert
Zum Verhältnis von
Militär und Wissenschaft
in der BRD

Heinz Renn
Gibt es eine Militärsoziologie
in der BRD?

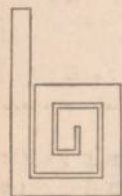
Herbert Feser
Sozialpsychologie
in der Bundeswehr

B 44/72

28. Oktober 1972

Klaus von Schubert, Dr. phil., Major, geb. 1941. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftlichen Institut für Erziehung und Bildung in den Streitkräften, München; Truppenlaufbahn, zuletzt Chef einer Ausbildungskompanie; daneben Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Soziologie.

Veröffentlichungen u. a.: Wiederbewaffnung und Westintegration. Die innere Auseinandersetzung um die militärische und außenpolitische Orientierung der Bundesrepublik 1950 bis 1952, Stuttgart 1972²; Der Komplex Versailles — für die Bundeswehr kein Thema, in: MONAT, März 1969; Erziehung — Bildung — Bildungsreform, in: Taschenbuch für Wehrfragen, Frankfurt 1971; Hochschulpolitik und Bundeswehr, in: Deutsche Universitätszeitung H. 9/1972; Zur Struktur einer Bundeswehr-Universität, in: ÖTV-Wehrreport, H. 6/1972; Frieden und Sicherheit — Das Thema im Unterricht, in: Informationen zur Politischen Bildung, Nr. 150.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, 53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels, Redaktionsmitglieder: Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dipl.-Sozialwirt Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 2 Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23, Tel. 34 12 51, nimmt entgegen: Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;

Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preise von DM 9,— vierteljährlich (einschließlich DM 0,47 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;

Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 5,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Heinz Renn, Diplom-Volkswirt, geb. 1940 in Mayen. Studium der Wirtschafts- und Sozialwissenschaften in Köln. Seit 1967 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln. Lehraufträge der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Köln und der Philosophischen Fakultät der Universität Düsseldorf.

Veröffentlichungen im Bereich der Militärsoziologie, Rechtssoziologie, Jugendsoziologie, Sozialpsychologie (Attitüden und Attitüdenwandel) und sozialwissenschaftlichen Methodologie. Zur Zeit Abschluß einer Dissertation über das Problem der quantitativen Bestimmung von Sozialisationswirkungen.

Herbert Feser, Dr. phil., Dipl.-Psych., Lehrbeauftragter an der Universität Würzburg, geboren am 12. November 1939 in Wernfeld (Main). Nach Diplom-Hauptprüfung für Psychologen zweijährige praktische Tätigkeit in der Psychodiagnostik, dann zweieinhalb Jahre empirische Sozialforschung in der Bundeswehr und derzeit Referent in der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln.

Veröffentlichungen in den Bereichen: psychologische Methoden; berufsbezogene, soziale und politische Einstellungen; abweichendes Verhalten; Militär und Gesellschaft.

Zum Verhältnis von Militär und Wissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland*

Das Verhältnis von Militär und Wissenschaft in der Bundesrepublik erscheint spannungsgeladen, denn selten wird es ganz ohne Emotion diskutiert, und so manches Gespräch in diesem Bereich stößt alsbald an eine Barriere von Stereotypen. Militär und Wissenschaft werden oft, von Laien wie von Professionellen, als Gegensatz oder — personalisiert — Soldat und Forscher als Antipoden angesehen.

Andererseits bereitet sich die Bundeswehr gegenwärtig darauf vor, ihre Offiziere auf Hochschulen wissenschaftlich auszubilden — wengleich die öffentliche Auseinandersetzung um diese Reform die Spannung zwischen Militär und Wissenschaft einmal mehr offenbarte —, unterhält ferner das Bundesministerium der Verteidigung mehrere Forschungseinrichtungen, veranstaltet die NATO laufend wissenschaftliche Fachtagungen. Ganz offensichtlich existiert also neben den Aversionen ein gegenseitiges Interesse, wenn auch nur im Rahmen einer begrenzten Verständigung. Um diesen Grenzen näherzukommen, stellte bei einer sozialwissenschaftlichen NATO-Tagung im September 1970 der französische Militärpsychologe Chandessais stereotype Meinungen über den Soldaten und den Wissenschaftler ohne weitere Erörterung einander gegenüber und gelangte dabei zu Aussagen wie diesen: „Der Soldat ist ein Mann der Tat und per definitionem der Gewalt. Der Forscher ist ein Mann des Denkens und gewöhnlich gewaltlos. ... Während er in die Zukunft blickt, stützt sich der Soldat notwendigerweise auf die Vergangenheit. Sie ist für ihn eine stabile Basis. Der Wissenschaftler sieht in die Zukunft: Wenn er sich der Vergangenheit bedient, dann als Sprungbrett. Der Soldat ist

traditions-, der Wissenschaftler zukunftsorientiert.“¹⁾

Destilliert man deutsche Stammtischgespräche im Hinblick auf das Image des Soldaten und nimmt man bestimmte Kasinogespräche im Hinblick auf das Autostereotyp, das Selbstbild, hinzu, so könnte man satirisch einen — nicht gerade von der Wissenschaft gezeugten — Homunculus militaris beschreiben, der, frei von verkomplizierenden Einflüssen, mit klarem Blick für das Wesentliche, frisch und fröhlich, den Männern ein Vorbild der Männlichkeit, die Vergangenheit suchend, die Zukunft fürchtend, seine zu komplizierte Gegenwart dadurch bewältigt, daß er nur das

Heinz Renn

**Gibt es eine Militärsoziologie
in der Bundesrepublik? S. 12**

Herbert Feser

Sozialpsychologie in der Bundeswehr . S. 18

an sich heranläßt, was in einem großen Raster als das Einfachere erscheint und damit für ihn Erfolg verspricht. Er fürchtet die Wissenschaft, da Denken ihn verunsichert und zögern läßt, wo Schwung und Schneid am Platze wären. Das Image des Wissenschaftlers würde als Kontrastbild erscheinen: der praxisferne Denker und Grübler im Elfenbeinturm, der vor lauter Fragen nicht zu Antworten kommt und in Entscheidungssituationen versagen muß.

Man wird das Thema auf diese Weise nicht lange weiterverfolgen können, doch das Verhältnis von Militär und Wissenschaft scheint durch die Heterostereotype, die gegenseitigen Einschätzungen von Soldat und Wissenschaftlern, stark beeinflusst und belastet zu sein, zumal die entsprechenden Autostereotype vielfach nicht weit davon abweichen

* Im Oktober 1971 trafen sich an militärsoziologischen Fragen interessierte Sozialwissenschaftler auf Einladung des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages zu einer ersten gemeinsamen Arbeitstagung in der Hermann-Ehlers-Akademie in Kiel. Als dreitägige Zusammenkunft diente vornehmlich einer Bestandsaufnahme der Beziehungen zwischen Militär und Sozialwissenschaften in der Bundesrepublik. Aus den dabei behandelten Problembereichen wurden drei Referate ausgewählt, die hier zum Teil in überarbeiteter Form wiedergegeben werden. Als Ergebnis der Kieler Tagung konstituierte sich ein „Arbeitskreis Militär und Sozialwissenschaften“, der mit dem Ziel interdisziplinärer Zusammenarbeit vornehmlich als Informationsbörse und Kommunikationszentrum der im Bundesgebiet mit militärischen Fragen betrauten Sozialwissenschaftler dienen soll.

¹⁾ Charles A. Chandessais, Le militaire et le savant. Paper für die NATO-Tagung „The Perceived Role of the Military“, Bendor (Frankreich), September 1970. Weitere Beiträge dieser Tagung in: M. R. van Gils (Hrsg.), The Perceived Role of the Military, Rotterdam (University Press) 1971.

dürften, allenfalls der negativen Bewertungen entkleidet und gelegentlich ethisch überhöht werden. Jeder nimmt dann Besonderheiten und Einmaligkeiten für sich in Anspruch.

So schrieb ein Wissenschaftler z. B. noch 1960 über den Forscher: „Bis zur Opferung hoher Güter muß ein Forscher von seiner Aufgabe ergriffen, erfüllt sein, und bei wohl keinem Menschentyp — vielleicht wieder vom Künstler abgesehen — tritt die Einheit der Person so stark hervor wie beim Forscher, ist so sehr Bedingung seines Tuns.“²⁾ Etwa um die gleiche Zeit war aus der Feder eines Soldaten über den Offizier der Bundeswehr zu lesen: „Von anderen Berufen unterscheiden ihn die Eigenart des sittlich begründeten Auftrages und das Maß an persönlicher Bindung. Seine Aufgaben und Tätigkeitsmerkmale in der modernen Form schließen sowohl eigensüchtiges Erfolgsstreben und ungezügelter Abenteuerlust als auch hochmütigen Ständedünkel und die Verlockung der Macht über Menschen aus — müssen sie ausschließen, wenn er nicht verfälscht und entwertet werden soll.“³⁾

Ohne Zweifel entspricht die Bewußtseinslage der Bundeswehroffiziere nicht dem Schreckbild des Homunculus militaris, ist differenzierter und äußert sich, von Ausnahmen abgesehen, weniger aggressiv. Es dürfte empirischer Untersuchungen wert sein, Auto- und Heterostereotype, die Selbst- und Fremdbilder also von Soldat und Wissenschaftler festzustellen, vor allem wenn durch wiederholte Erhebungen Wandlungen zu ermitteln wären. Die Ergebnisse könnten in einem ideologiekritischen Rahmen zur notwendigen Entrümpelung des Verhältnisses von Militär und Wissenschaft beitragen.

Wie immer die kaum erforschte Realität hinsichtlich Selbst- bzw. Fremdeinschätzung und — damit wahrscheinlich noch erheblich kontrastierend — hinsichtlich der von der Berufswirklichkeit tatsächlich geforderten Qualitäten aussehen mag, „Denker“ und „Streiter“⁴⁾ werden weithin noch immer als antagonistische Idealtypen angesehen. Eng damit verknüpft, aber allgemeinerer Natur, ist das zweite in diesem Zusammenhang bedeut-

same Gegensatzpaar „Theorie und Praxis“, und zwar die häufig genannte „Antithese von bewährter Praxis und grauer Theorie“⁵⁾.

Nun muß an dieser Stelle nicht vertieft werden, daß keine Praxis, schon gar nicht die komplizierte Berufspraxis der Gegenwart, ohne Theoriebildung bewältigt werden kann, aber diese Gegenübersetzung durchzieht auch die historische Diskussion zum Thema „Militär und Wissenschaft“, vor allem wenn die Ausbildung der Offiziere zur Debatte stand. Durch die Jahrhunderte wurde der Wert von Theorien für die militärische Praxis von den einen beschworen, von den anderen bestritten, hatte die Wissenschaft Praxis aufzuarbeiten oder war ihr um Längen voraus. Die Militärgeschichte könnte unter diesem Aspekt durchaus auch als ein interessantes Stück Wissenschaftsgeschichte geschrieben werden.

Historische Aspekte

Durch die Geschichte der Neuzeit läßt sich sehr genau verfolgen, wie die Wissenschaft bestimmte Entwicklungen des Militärs begleitete, förderte oder auch bremste. Stets waren gesellschaftlich-politische Einflüsse einerseits und technische Entwicklungen andererseits zu verarbeiten.

Während die Bildung der stehenden Heere des Absolutismus sich zunächst in den Schriften von Staatstheoretikern und Völkerrechtlern niederschlug, bzw. dort vorweggenommen wurde, rief die Waffenentwicklung etwa der Artillerie die Naturwissenschaften und damit die Technik zunehmend auf den Plan, wurde umgekehrt von diesen erst ermöglicht. Die taktische Führung der Formationen stehender Heere, deren Bewegungen man in Friedenszeiten exerzieren konnte, wurde mit ihrem Mechanismus zum militärwissenschaftlichen Gegenstand mit stark mathematischem Akzent. Seit den Schriften des italienischen Militärtheoretikers Raimondo Montecuccoli (1609 — 1681) wurde im 17. und 18. Jahrhundert der Versuch unternommen, auf dieser Basis militärische Operationen mit wissenschaftlichen Methoden durchzuführen⁶⁾. Kein Geringerer als Leibniz beteiligte sich an der Diskussion um die Kriegswissenschaften und deren Systematik⁷⁾. Das kriegswissenschaftliche Schrifttum nahm im Verlauf des 18. Jahrhunderts sichtbar zu. Fachzeitschriften entstanden, und auch die Enzyklopädien nah-

⁵⁾ Erich Weniger, Die Gefährdung der Freiheit durch ihre Verteidiger, in: Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. IV, Tübingen 1959, S. 376.

⁶⁾ Vgl. Max Jähns, Geschichte der Kriegswissenschaften, Bd. II, München und Leipzig 1890, S. 1162 ff.

⁷⁾ Ebenda, S. 1179 ff.

²⁾ Hellmut Brunner, Die Forschung und ihre Kulturwerte, in: Schicksalsfragen der Gegenwart, hrsg. vom Bundesministerium der Verteidigung, Bd. V, Tübingen 1960, S. 100.

³⁾ Karl Korn, Offizier der Bundeswehr, in: Blätter zur Berufskunde, Bd. 3, hrsg. von der Bundesanstalt für Arbeit 1959, S. 5.

⁴⁾ Streiter oder Denker? lautete die Überschrift der FAZ über eine Dokumentation zur Bundeswehr-Bildungsreform am 28. 1. 1971.

men sich des Faches an, ja es wurden eigene kriegswissenschaftliche Enzyklopädien herausgegeben. Im Zuge dieser Entwicklung brachte das Jahrhundert eine zunehmende Professionalisierung des Soldaten hervor, die sich vor allem in der Entstehung von militärischen Ausbildungsstätten und Akademien äußerte.

Mit dem auch militärischen Umbruch der französischen Revolution, die den „tirailleur“, den Einzelkämpfer hervorbrachte, entstanden ganz neue militär- oder kriegswissenschaftliche Interessen, denn die mechanistische Taktik erschien plötzlich radikal in Frage gestellt. Doch weit darüber hinaus wurden die von der Französischen Revolution ausgelösten oder geförderten militärischen Entwicklungen durch die Emanzipation des Individuums, also auch des Soldaten, und die Ablösung des Kabinettskrieges durch den Volkskrieg mit seinen emotionalen Antrieben in eine gesellschaftliche und politische Dimension gerückt. Für die preußische Armee waren es vor allem Berenhorst, Scharnhorst und Clausewitz, die wissenschaftliche und praktische Konsequenzen aus der revolutionären Entwicklung zogen. Berenhorst (1733 — 1814) griff die Mechanik und „Wissenschaftlichkeit“ der Kriegführung des 18. Jahrhunderts, insbesondere Friedrichs II. an und propagierte als erster die in den Revolutionskriegen freigesetzten Kräfte des Enthusiasmus⁸⁾, was ihm vehemente Angriffe von wissenschaftlichen Gegnern eintrug. Scharnhorst setzte schließlich Ideen der Aufklärung und militärische Erfahrungen aus den Kriegen nach der Französischen Revolution in Theorien und Konzeptionen um, in deren Zentrum der Bürger-Soldat und die Allgemeine Wehrpflicht standen, die er als aktiver Soldat und Reformers nach dem preußischen Zusammenbruch zwischen 1806 und 1813 in der Heeresreform zu einem gewissen Teil in die Tat umsetzen konnte.

Clausewitz formulierte in einem Grundsatzwerk Theorien zu Strategie und Taktik des neuartigen Krieges⁹⁾, dessen Wirkungen bis ins 20. Jahrhundert hinein nachzuweisen sind, wenn auch die späteren Generationen seine Aussagen recht eigenwillig ausgewählt und interpretiert haben.

Obwohl viele Errungenschaften der preußischen Reformperiode in der Restauration wieder versanken, hatte doch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Mili-

tär eine entscheidende Wendung hin zu den für die Geschichte des 19. Jahrhunderts insgesamt bedeutsamen Problemen der konstitutionellen Sicherung bürgerlicher Freiheitsrechte in gewaltenteilenden Verfassungen und zum anderen der sozialen Frage genommen. Bis zur Mitte des Jahrhunderts bzw. bis zum Heereskonflikt 1860/62 setzten sich Liberale wie C. v. Rotteck¹⁰⁾ im Zusammenhang mit den Verfassungskonflikten mit der Stellung des Militärs und des Soldaten als Bürger theoretisch auseinander¹¹⁾; in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts nahmen sich die Sozialisten der Wehrfrage an, die Sozialdemokraten in erster Linie politisch, Engels wissenschaftlich¹²⁾ mit späteren Auswirkungen auf Lenins Vorstellungen von Krieg und Revolutionskrieg¹³⁾.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war es der französische Sozialist Jaurès, der die theoretische und politische Diskussion um die Fragen der Wehrverfassung weitertrieb und um die pädagogische Komponente erweiterte¹⁴⁾. In Deutschland selbst gelangten die sozialistischen Theoretiker und Politiker Bernstein, Kautsky und Rosa Luxemburg zu einer zunehmend pazifistisch orientierten Kriegstheorie¹⁵⁾.

Die Offiziere selbst, auch ihre Elite, der Generalstab, zogen sich dagegen nach Clausewitz immer mehr auf das Militärfachliche im engeren Sinne zurück, wobei mit einem „hochentwickelten militärischen Perfektionismus“, wie der Militärhistoriker Hermann kritisch bemerkt, eine geringe „Kontaktfähigkeit zu den politischen Fragen und revolutionären Wandlungen der Zeit“¹⁶⁾ einherging. Zwar hatte sich der Generalstab eines Staates — etwa des Deutschen Reiches — der sich im Prozeß der Industrialisierung befand, ständig mit technischen Entwicklungen auseinanderzusetzen, doch Fragen nach Militärtheorien, nach sozialen und politischen Zusammenhängen wurden eher retrospektiv, d. h. militärgeschichtlich behandelt. In den Stäben und aus der Fe-

¹⁰⁾ Carl von Rotteck, Über stehende Heere und Nationalmiliz. 1816.

¹¹⁾ Vgl. hierzu Gerhard Ritter, Staatskunst und Kriegshandwerk, Bd. I, München 1965³, S. 125 ff.; Emil Obermann, Soldaten — Bürger — Militaristen. Militär und Demokratie in Deutschland, Stuttgart 1958.

¹²⁾ Vgl. Jehuda L. Wallach, Die Kriegslehre von Friedrich Engels, Frankfurt/Main 1968.

¹³⁾ Vgl. W. I. Lenin, Über Krieg, Armee und Militärwissenschaft. Eine Auswahl aus Lenins Schriften, 2 Bde., Berlin (Ost) 1959—1961.

¹⁴⁾ Jean Jaurès, Die neue Armee, dt. Ausg. Jena 1913.

¹⁵⁾ Vgl. Wolfram Wette, Kriegstheorien deutscher Sozialisten, Stuttgart 1971.

¹⁶⁾ Carl Hans Hermann, Deutsche Militärgeschichte, Frankfurt/M. 1968, S. 291.

⁸⁾ Vgl. Max Jähns, a. a. O., Bd. III, S. 2121 ff.; Reinhard Höhn, Scharnhorsts Vermächtnis, Bonn 1952.

⁹⁾ Carl von Clausewitz, Vom Kriege, 1952¹⁶.

der einzelner Generalstabsoffiziere entstanden allerdings zahlreiche Studien zu einzelnen militärischen Problemen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit. Als Beispiel kann man die nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen und durch Hans Speidels Herausgabe allgemein zugänglichen Studien des späteren Generalstabschefs Ludwig Beck nennen ¹⁷⁾.

Nach Jähns' und Delbrücks umfassenden Geschichtswerken über die „Kriegswissenschaften“ bzw. die „Kriegskunst“ war der zugrundeliegende umfassende Wissenschaftsbegriff nicht mehr anwendbar. War bis hierher noch von Kriegswissenschaften, zwar im Plural ¹⁸⁾, aber doch als von einem zusammenhängenden Ganzen gesprochen worden, so konnte dieser Universalismus nicht mehr aufrechterhalten werden im Zeichen der Differenzierung von Naturwissenschaften und Sozialwissenschaften, die natürlich alle auch unter militärischen Erkenntnisinteressen relevant sein konnten, die aber nicht mehr zu einer „Militär“- oder „Kriegswissenschaft“ zu integrieren waren ¹⁹⁾.

In der Weimarer Republik stand die historische Aufarbeitung des Ersten Weltkrieges ganz im Vordergrund. Daneben fand eine Diskussion über die für die Reichswehr besonders wichtige Frage der Kaderbildung und der Wehrstruktur statt. Die naturwissenschaftliche und technische Diskussion der Möglichkeiten und des Nachholbedarfs etwa im Flugzeug- und Schiffsbau oder beim Bau gepanzerter Fahrzeuge, nahm mit dem Abstand vom Versailler Vertrag bis in die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinein zu. Politische und gesellschaftliche Fragen wurden von militärischer Seite dagegen in den späteren Jahren der Reichswehr eher verdrängt — eine Haltung, die sich folgerichtig auch dem Nationalsozialismus nicht gewachsen zeigen sollte. Die breite militärhistorische Forschung vollzog sich sowohl in militärischen Einrichtungen als auch im Reichsarchiv und an den Universitäten, an denen mehrere militärgeschichtliche Lehrstühle eingerichtet waren. Technische

Forschungen wurden vornehmlich durch die Förderung von (nicht immer veröffentlichten) Einzelarbeiten an Hochschulen vorangetrieben.

Bundeswehr und Wissenschaft

Daß auch die Bundeswehr — ähnlich wie die Reichswehr, aber mit anderen Akzenten — an die Aufarbeitung der Vergangenheit gehen mußte, lag auf der Hand. Sie gründete ein eigenes Militärgeschichtliches Forschungsamt, um selbst Forschung treiben zu können, nachdem die Dienststelle Blank in den Jahren 1950—1956 weitgehend auf die gutachterliche Mitarbeit aus dem Hochschulbereich angewiesen war — eine Möglichkeit, von der vor allem Graf Baudissin und die für das Innere Gefüge der künftigen Streitkräfte verantwortlichen Mitarbeiter in Bezug auf pädagogische, gesellschafts- und verfassungspolitische Fragen Gebrauch machten ²⁰⁾. Das Militärgeschichtliche Forschungsamt hat sich in den letzten Jahren von der Einengung der reinen Militärgeschichte gelöst und seine Arbeiten auf die politische und soziale Geschichte des Militärs ausgedehnt, wie zum Beispiel die Studien von Müller und Messerschmidt zeigen ²¹⁾. Andere geisteswissenschaftliche Arbeiten waren vielfach durch die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus geprägt und vorwiegend normativ orientiert. Sozialempirische Untersuchungen liegen erst in geringem Umfang und aus der jüngeren Zeit vor, zum größten Teil als Auftragsforschungen des Bundesministeriums der Verteidigung entstanden. Künftig wird auch im wissenschaftlichen Institut für Erziehung und Bildung in den Streitkräften, das als selbstständige sozial- und erziehungswissenschaftliche Forschungseinrichtung entstand, nachdem in einem typischen Konfliktfall zwischen Militär und Wissenschaft die Spannungen zwischen militärischer Kommandostruktur und dem Freiheitsanspruch wissenschaftlicher Forschung an der Schule Innere Führung nicht befriedigend überbrückt werden konnten, Sozialempirie betrieben werden. Natur- und ingenieurwissenschaftliche Beiträge entstanden in der Beschaffungsorganisation der Bundeswehr, der Erprobung bzw. Industrieabnahme, in geringerem Umfang durch Beiträge zu universitären oder industriellen Entwicklungsprojekten. Die militärische Teilnahme an der medizinischen Forschung wurde in den letzten Jahren durch die Einrichtung,

¹⁷⁾ Vgl. Ludwig Beck, Studien, hrsg. von Hans Speidel, Stuttgart 1955.

¹⁸⁾ Jähns unterteilt z. B. den III. Band seiner Geschichte der Kriegswissenschaften in „Strategie und große Taktik“, „Heereskunde“, „Waffenlehre“, „Truppenkunde und Elementartaktik“, sowie „Wissenschaft von der Befestigung und dem Belagerungskriege“.

¹⁹⁾ Ein letzter Versuch mit dem „Handbuch der neuzeitlichen Wehrwissenschaften“ (Berlin und Leipzig 1936—39) scheiterte insofern, als es sich nur noch um ein recht vielschichtiges Nachschlagewerk handeln konnte.

²⁰⁾ Die Unterlagen befinden sich im Militärarchiv des Bundesarchivs in Freiburg.

²¹⁾ Klaus-Jürgen Müller, Das Heer und Hitler, Stuttgart 1969; Manfred Messerschmidt, Die Wehrmacht im NS-Staat, Hamburg 1969.

Erweiterung und Spezialisierung von Bundeswehrkrankenhäusern in Verbindung mit Hochschulen intensiviert.

Hinsichtlich von wissenschaftlichen Untersuchungen zu Fragen von militärischer Bedeutung, die außerhalb der Bundeswehr entstanden, ist zunächst auf einen groß angelegten, jedoch (auch wegen administrativer Hindernisse) beim dritten Band abgeschlossenen Versuch einer kritischen Auseinandersetzung mit Hauptproblemen der Bundeswehr hinzuweisen, den die evangelische Studiengemeinschaft unter Federführung von Georg Picht unternahm: „Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr“, die auch eine intensive Beschäftigung mit den Themen Rüstung und Technik beinhalten²²⁾.

Einige Arbeiten sind zum Prozeß des *decision-making* und über die Auseinandersetzung um die Wiederbewaffnung und die politische Rolle der Bundeswehr erschienen²³⁾. Zum Komplex der Inneren Führung existieren außer den Darstellungen bzw. Materialien der Initiatoren²⁴⁾ kritische Untersuchungen zu Einzelaspekten wie der politischen Bildung oder der Beziehung zur Öffentlichkeit²⁵⁾ —, ideologiekritische Arbeiten, welche die Innere Führung im wesentlichen als Feigenblatt für eine abweichende Wirklichkeit darstellen²⁶⁾. Schließlich hat sich die soziologische und sozialemprirische Beschäftigung mit dem Militär in jüngerer Zeit auch in der Bundesrepublik etabliert²⁷⁾, um, nachdem die amerikani-

sche Entwicklung aufgenommen ist²⁸⁾, zu eigenständigen Forschungsprojekten zu gelangen²⁹⁾. Nicht zuletzt wird das Militär wissenschaftlich von der Friedens- und Konfliktforschung unmittelbar berührt, wobei recht unterschiedliche Ansätze einander gegenüber stehen, sich aber auch ergänzen: Vertreter der „kritischen Schule“ wie Senghaas³⁰⁾, die Strategieforschung Baudissins³¹⁾ und die erste große, ökologisch fundierte Untersuchung aus Weizsäckers Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt³²⁾.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Militär in der Bundesrepublik kann insgesamt nicht als breit bezeichnet werden. Es mag zu einem Teil an den vorurteilsbedingten gegenseitigen Aversionen zwischen Militär und Wissenschaft liegen; man traute und traut sich vielfach nicht gegenseitig ganz über den Weg: Die Wissenschaft zum Teil aus Furcht vor der unkontrollierten militärischen Verwertung ihrer Ergebnisse, das Militär zum Teil aus Angst vor der verunsichernden Wirkung kritischer Wissenschaft. Für die Bundeswehr kommt im Hinblick auf ihre wissenschaftlichen Aktivitäten noch ihre junge Geschichte und die Hektik des Aufbaus erschwerend hinzu. Der Anteil der Hochschulen erscheint noch etwas geringer, wenn man in Betracht zieht, daß ein nicht kleiner Teil der Autoren — auch kritischer Studien — Bundeswehroffiziere sind. Unter den vielfachen Gründen könnte man weiter neben den zunächst retrospektiven Interessen der deutschen Wissenschaft nach 1945 die durch den Nationalsozialismus verursachte und nur langsam zu schließende sozialwissenschaftliche Lücke nennen. Erst in der jüngsten Zeit beginnt sich die Situation zu verändern, wie etwa die Gründung des in diesem Heft vorgestellten Arbeitskreises zeigt.

Wenn Wissenschaft als nicht beliebig wertbar, aber doch in einer gesellschaftlichen Funktion gesehen wird, so stellt sich das Verhältnis von Militär und Wissenschaft als eine

²²⁾ Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr, hrsg. von Georg Picht, 3 Bde., Witten und Berlin 1965 u. 1966.

²³⁾ Vgl. z. B. Arnulf Baring, Außenpolitik in Adenauers Kanzlerdemokratie, München 1969; Klaus von Schubert, Wiederbewaffnung und Westintegration, Stuttgart 1970; Udo Löwke, Für den Fall, daß ... SPD und Wehrfragen 1949 bis 1955, Hannover 1969; Gerhard Wettig, Entmilitarisierung und Wiederbewaffnung, München 1967.

²⁴⁾ Vgl. Wolf Graf von Baudissin, Soldat für den Frieden, hrsg. von Peter von Schubert, München 1969; Carl-Gero von Ilseman, Die Bundeswehr in der Demokratie. Zeit der Inneren Führung, Hamburg 1971.

²⁵⁾ Vgl. z. B. Peter Balke, Politische Erziehung in der Bundeswehr, Boppard 1970; Siegfried Grimm, „... der Bundesrepublik treu zu dienen“, die geistige Rüstung der Bundeswehr, Düsseldorf 1970; Wilfried von Bredow, Der Primat militärischen Denkens. Die Bundeswehr und das Problem der okkupierten Öffentlichkeit, Köln 1969.

²⁶⁾ Vgl. z. B. Wido Mosen, Bundeswehr — Elite der Nation? Neuwied und Berlin 1970; Hans-Helmut Thielen, Der Verfall der Inneren Führung, Frankfurt/Main 1970; aus anderer Position: Dietrich Genschel, Innere Führung 1951—1956, Freiburger phil. Diss. 1972.

²⁷⁾ Vgl. z. B. das Sonderheft 12/1968 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZSS) „Beiträge zur Militärsoziologie“.

²⁸⁾ Vgl. z. B. die deutsche Übersetzung von Morris Janowitz, Militär und Gesellschaft, Boppard 1965, und den Tagungsbericht von Herbert Feser u. a. in: KZSS, 4, 1971, S. 867 ff.

²⁹⁾ Vgl. die Ausführungen von Feser und Renn in diesem Heft und neuere Arbeiten wie Wolfgang R. Vogt, Militär und Demokratie, Hamburg 1972 oder den Sammelband hrsg. von Bernhard Fleckenstein, Bundeswehr und Industriegesellschaft, Boppard 1971.

³⁰⁾ Vgl. z. B. Dieter Senghaas (Hrsg.), Kritische Friedensforschung, Frankfurt/Main 1971.

³¹⁾ Vgl. z. B. Wolf Graf von Baudissin, Kooperative Rüstungssteuerung, in: Information für die Truppe, H. 7/72.

³²⁾ Kriegsfolgen und Kriegsverhütung, Hrsg. Carl Friedrich von Weizsäcker, München 1971.

Komponente des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft sowie Militär und Gesellschaft dar. Mithin darf die Bundeswehr — allein schon im Interesse ihrer gesellschaftlichen Integration — von der freien, nicht auftragsbestimmten Wissenschaft nicht alleingelassen oder auf ihre eigenen Institute verwiesen werden. Das Militär hingegen darf sich nicht gegen Transparenz sträuben und kann vor allem nicht einfach unmittelbar problemlösende oder gar affirmative Zuarbeit erwarten; denn Forschung, die Hilfe für die Praxis bedeutet, schließt immer auch die Kritik dieser Praxis ein. Das „Infragestellen“ ist nun einmal konstitutiver Bestandteil jeder Wissenschaft. Soweit das Militär selbst Forschung betreibt, wird es von außen besonders scharf nach den Kriterien der Transparenz, d. h. der Offenheit und der in seinem eigenen Interesse liegenden Teilnahme an der allgemeinen wissenschaftlichen Entwicklung beurteilt werden.

Die Wissenschaftsbedürfnisse einer Organisation von der Bedeutung und der Größe der Bundeswehr sind immens, sie sind aber auch soweit gestreut, daß sie nicht auf eine — wie immer definierte — „Militärwissenschaft“ zu zentrieren sind. Konnte ein Clausewitz sich noch an einer universalen Phänomenologie des Krieges versuchen, konnten noch spätere Generationen des 19. Jahrhunderts von einer selbständigen Kriegswissenschaft ausgehen, so können heute die wissenschaftlichen Zugänge zum Militär und seinen vielen Detailproblemen nur aus ebenso vielen wissenschaftlichen Disziplinen erfolgen. Das heißt allerdings nicht, daß nicht neue Integrationsversuche der disparaten und stark spezialisierten Wissenschaftszweige auf bestimmte Problembereiche hin, wie z. B. die Konfliktforschung, unternommen werden sollten. Die Beschäftigung einzelner wissenschaftlicher Disziplinen mit militärischen Problemen macht sie noch nicht zu Militärwissenschaften, sondern bedeutet Forschung oder Umsetzung wissenschaftlicher Ergebnisse in einem bestimmten Anwendungsfeld. Aus einer erziehungswissenschaftlichen Untersuchung der Bundeswehr als „Ausbildungsarmee“ z. B. eine „Militärpädagogik“ zu schaffen, würde wahrscheinlich den Anfang vom wissenschaftlichen Ende dieser Disziplin für die Bundeswehr bedeuten, denn die Gefahr der wissenschaftlichen Isolierung und damit des Verlustes der Kritikfähigkeit läge nahe³³⁾.

³³⁾ Othmar Hackl spricht dagegen in seinem kurzen Aufsatz: Gedanken zum Problem ‚Wissenschaft und Bundeswehr‘, in: Wehrkunde, H. 4/72, von „Wehrpädagogik“, „Wehrpsychologie“, etc.

Nicht Militärwissenschaften bringen die Wissenschaft dem Militär näher, sondern wissenschaftliches Denken der Militärs und Kommunikation mit der Wissenschaft. Nicht Ausklammern entspannt das Verhältnis der Wissenschaft zum Militär, sondern die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Militär und seinen Problemen, die Wahrnehmung einer kritischen und helfenden Funktion. Soldaten werden künftig mehr als bisher Forschungsergebnisse und wissenschaftliche Auseinandersetzungen zu rezipieren und auf ihre Praxis zu transferieren haben. Die Wissenschaftler sollten andererseits Probleme des Militärs mehr als bisher in ihre Arbeit einbeziehen, wollen sie nicht einen sehr relevanten politischen Faktor und einen nicht geringen Teil des öffentlichen Dienstes ignorieren. Wissenschaft, die nicht als *l'art pour l'art* betrieben wird, muß sich allerdings auch vermitteln wollen und können, muß sich also in diesem Zusammenhang besonders mit dem wissenschafts- und kommunikationstheoretischen Problem der fachsprachlichen Abschirmung auseinandersetzen.

Nicht zuletzt setzt eine Verständigung zwischen Wissenschaft und Militär auf rationaler Basis die Offenheit der Ansätze, der Methoden und vor allem der den jeweiligen Forschungen zugrunde liegenden Erkenntnisinteressen voraus. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen in Großorganisationen wie der Bundeswehr, die fast alle eine sowohl sicherheitspolitische wie gesellschaftspolitische Bedeutung besitzen, werden leicht schon durch politisch oder gesellschaftlich motivierte Erkenntnisinteressen auf eine bestimmte Tendenz der Ergebnisse hingelenkt. Dies kann z. B. bei Befragungen geschehen durch tendenziöse Fragebogen, wo das oben eingegebene Vorurteil im Ergebnis der Befragung unten herausfallen muß; das ist jedoch kein militärspezifisches Problem. Diese Schwierigkeit zeigt sich auch bei strukturellen Untersuchungen aus dem politologisch-soziologischen Bereich. Man kann z. B. die Wertung nach einem Vergleich eines berufsständischen Interessenverbandes von Soldaten mit einer gewerkschaftlichen Soldatenvertretung dadurch vorbestimmen, daß man als Bezugsrahmen die Alternative „Zivilorientierung des militärischen Berufs“ oder „Militärorientierung des militärischen Berufs“ anbietet und dann die Entscheidung für die zweite Möglichkeit fällt, womit das Ergebnis zugunsten des berufsständischen Interessenverbandes natürlich fest-

liegt³⁴⁾, obwohl die Ausgangsthese angesichts der noch am Anfang stehenden Diskussion zur Frage von Kompatibilität oder Inkompatibilität ziviler und militärischer Systeme³⁵⁾ allenfalls als Hypothese eingeführt werden dürfte.

Forschungsbedürfnisse der Bundeswehr

Wer in der Bundeswehr 1972 Dienst tut, befindet sich in einer modernen Armee mit hohem Technisierungsstandard und komplizierten Organisationsstrukturen, die ihren Auftrag in einer Zeit raschen gesellschaftlichen und technischen Wandels zu erfüllen hat. Die Umwelt des Soldaten von 1972 ist in hohem Maße wissenschaftsbestimmt, was sich besonders auf die Einleitung und Durchführung von Reformen auswirkt. Innovationen sind ohne wissenschaftliche Vorbereitung und Begleitung kaum noch vorstellbar. Dies wurde auch bei allen Reformvorhaben der Ära Helmut Schmidt deutlich gesehen und berücksichtigt. Zu den großen Reformprojekten der Personalstruktur, des Bildungssystems, der Wehrstruktur und Neuordnung des Rüstungsbereichs gehören durchweg umfassende Forschungsvorhaben³⁶⁾. Aus den reformbedingten und anderen Wissenschaftsbedürfnissen ließe sich ein recht umfangreiches Forschungsprogramm aufstellen. Berücksichtigt man die vorherrschenden politischen, gesellschaftlichen und technischen Probleme der Bundeswehr einerseits und zum anderen den Stand der einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten; so könnte man Forschungsschwerpunkte für die folgenden Problembereiche vorschlagen:

1. *Das Verhältnis von Bundeswehr und Gesellschaft:* die Einwirkungen des gesellschaftlichen Wandels auf die Bundeswehr, die kaum untersuchten Einstellungen und Verhaltensmuster von Wehrpflichtigen, gesellschaftsbedingte Friktionen in der Truppe, die eine Überprüfung des Führungsverhaltens erforderlich machen. Das Rollenverhalten von Soldaten in und außerhalb der Bundeswehr sowie die unterschiedlichen Rollenerwartungen müssen ebenso untersucht und zueinander in Beziehung gebracht werden wie die Wirkungen der Bundeswehr als Sozialisations-

instanz für Wehrpflichtige und längerdienende Soldaten. Vor allem ist die schon vielfach als theoretischer Bezugsrahmen aufgeworfene Frage nach der Kompatibilität bzw. Inkompatibilität ziviler und militärischer Systeme weiter zu verfolgen.

2. *Erziehungswissenschaftliche Probleme der Streitkräfte.* Bei diesem Komplex reichen die Forschungsbedürfnisse von Untersuchungen über das Lernen und seine Rahmenbedingungen sowie speziellere Fragen der Programmierten Unterweisung und des Medieneinsatzes bis zur Lernzielgewinnung im Rahmen der Curriculumforschung, wie sie bislang im Bereich der Bundeswehr nur für die künftigen Hochschulen der Bundeswehr betrieben worden ist. Curriculumforschung schließt Berufsfeld- und Arbeitsplatzanalysen ein. Besonders dringend erscheint für die Bundeswehr allgemein der Transfer erziehungswissenschaftlicher Ergebnisse auch auf die Ebene der Unteroffiziere, ihre militärische und fachliche Ausbildung und vor allem ihre pädagogische Anleitung für ihre Haupttätigkeit als Ausbilder. Ein auch für die Bundeswehr noch immer aktuelles Problem ist die wissenschaftliche Förderung der Didaktik und Methodik politischer Bildung.

3. *Probleme der Organisation und Führung in den Streitkräften* bedürfen in einem weiten organisations-, verwaltungs- und kommunikationswissenschaftlichen Rahmen vielfältiger und vielschichtiger Erforschung. Die Fragestellungen reichen von der Führbarkeit von Großorganisationen wie der Bundeswehr selbst und deren Innovationsfähigkeit in bezug auf organisatorische Veränderungen, Kommunikationsstrukturen und Führungssysteme bis zur Autoritätsproblematik in der Menschenführung, der Frage nach einem angemessenen und anwendbaren Disziplinbegriff und schließlich dem Komplex der Partizipation, bei dem sich gesellschaftlicher Wandel und Veränderungen der Führungsstruktur berühren.

4. *Rüstungsprobleme* beziehen sich nicht nur auf den technischen Fortschritt und die Frage, ob dessen Tempo auf die Rüstung übertragen werden kann und soll, sondern auch auf Fragen der Optimierung und vor allem der Kosten, wobei Grenzen der Optimierbarkeit und Finanzierbarkeit rechtzeitig erkannt werden müssen, um Folgerungen im sicherheitspolitischen Bereich ziehen zu können.

5. *Die Sicherheitspolitik selbst* wirft zwischen Abschreckungsdilemma und Entspannungspolitik komplexe Fragen an die Politikwissenschaft und nicht nur an diese auf, wenn man

³⁴⁾ Vgl. Dietmar Schössler, DBwV gegen ÖTV: Berufsverband und Gewerkschaft im Widerstand, in: Fleckenstein (Hrsg.), Bundeswehr und Industriegesellschaft, S. 171 ff.

³⁵⁾ Vgl. zu diesem Problem neuerdings Vogt, Militär und Demokratie, a. a. O.

³⁶⁾ Vgl. die vom Bundesministerium der Verteidigung herausgegebenen Gutachten der Reformkommissionen.

die Konflikt- und Friedensforschung mit ihren verschiedenen Ansätzen und Disziplinen einbezieht. Historische Forschung kann ebenso wie etwa sozial-psychologische Aggressionsforschung als Kriegsursachenforschung zu Aussagen über Bedingungen des Friedens beitragen. Modelle der Abrüstung, der Rüstungsbegrenzung oder kooperativen Rüstungssteuerung sollten im Zeichen der Entspannungspolitik, der sich wandelnden Strukturen internationaler Beziehungen, der Suche nach Systemen Kollektiver Sicherheit und im Hinblick auf eine mögliche europäische Sicherheitskonferenz wissenschaftlich untermauert werden. Schließlich gehört die wissenschaftliche Durchdringung der Wege und Verfahren politisch-militärischer Entscheidungsbildung, der Formulierung von Militärstrategien auf der Basis politischer Konzeptionen und der entsprechenden Rückkoppelungsvorgänge und Kontrollmöglichkeiten sowie die Überprüfung der unter der Überschrift „militärisch-industrieller Komplex“ formulierten Hypothesen zu den interessanten und wichtigen Fragestellungen.

Wissenschaftsorganisation

Es wäre ein Fehler, die wissenschaftlichen Bedürfnisse des Militärs nur unmittelbar fallbezogen zu artikulieren. Spezielle, kurzfristige Forschungen zu bestimmten Fragen können nur auf dem Boden theoretischer Vorarbeiten und längerfristiger Grundlagenprojekte gedeihen. Es ist zwar verständlich, wenn Praktiker, die auf rasche Problemlösung drängen, den Wissenschaftler fragen: „Wie macht man das?“ Solche Fragen können aber in den seltensten Fällen befriedigend beantwortet werden, zumal Wissenschaft, die ihre kritische — und nur damit letztlich auch für die Praxis hilfreiche — Funktionen wahrnehmen will, nicht unmittelbar an der vom Praktiker formulierten Problemstruktur ‚entlangforschen‘ sollte; sie muß zumindest Fragestellungen umformulieren, ausweiten und in andere Zusammenhänge stellen können.

Dies hat Konsequenzen für die Wissenschaftsorganisation, denn Wissenschaft bedarf einer gewissen Distanz zum Apparat. Ein Ministerium kann sinnvoll nur Fragen an die Wissenschaft formulieren und im Einvernehmen mit den Forschenden entsprechende Mittel zuteilen, kann eine Koordination verschiedener Projekte und die Kommunikation zwischen verschiedenen Forschungsstellen fördern — die Forschung selbst aber muß seinem Zugriff entzogen sein. Nun ist die Wissenschaftsorganisation etwa des Bundesministe-

riums der Verteidigung kein Vorbild an Koordination und Kommunikation: Wissenschaftler und zuständige Referenten sind über so viele Abteilungen und Referate verstreut, daß sich die Einrichtung einer Clearingstelle wenigstens für sozialwissenschaftliche Forschungen empfehlen dürfte. Doch die Forschung selbst muß außerhalb des Ministeriums durch die entsprechenden Institutionen und Hochschulen in wissenschaftlicher Selbstverantwortung geleistet und publiziert werden³⁷⁾. Der winzige Anteil nicht publizierbarer Militärforschung sollte von der übrigen Forschung streng getrennt werden, damit kein Verdacht auf Verschleierungen wissenschaftlicher Forschung im Sinne des „militärisch-industriellen Komplexes“ aufkommen kann.

Wissenschaftliche Bildung

Ein Korrelat zur Intensivierung wissenschaftlicher Bemühungen um das Militär und die zunehmende Wissenschaftsbestimmung der militärischen Berufspraxis ist die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere, die inzwischen weitgehend als notwendig akzeptiert wird, selbst wenn die „Streiter-Denker-Alternative“ in der Diskussion um die Bildungsreform der Bundeswehr noch mitschwingt.

Nicht ohne Grund leitete der Württembergische Generalquartiermeister F. F. Nicolai seinen „Versuch eines Grundrisses zur Bildung des Offiziers“ 1775 mit den sarkastischen Sätzen ein: „Die Wissenschaften überhaupt und die Mathematik insbesondere sind dem Soldaten unnütze. Sie dienen nur dazu, seine Einbildungskraft zu hemmen. Die Natur bildet den General. Die Wissenschaften ... erfüllen ihm den Kopf mit Spitzfindigkeiten und bringen ihn damit um die Entschlossenheit, die notwendigste seiner Eigenschaften. Condé schlug in seinem militärischen Probejahr die Spanier bei Rocroi, und wer hat jemals gehört, daß er Mathematik dabey zu Hülfe genommen habe? Wer weiß nicht viel mehr, daß wir Kriegsmänner von großem Ruffe, daß wir Generale gehabt haben, die Schlachten gewannen, ob sie gleich kaum lesen und schreiben konnten! Der Krieg ist eine Kunst, welche man durch die Ausübung erlernen muß, keine Wissenschaft, die

³⁷⁾ Daß die Gründung von Hochschulen der Bundeswehr der geforderten Offenheit nicht widerspricht, wurde vom Verfasser in einem Aufsatz „Hochschulpolitik und Bundeswehr“, in: Deutsche Universitätszeitung, H. 9/72, begründet.

sich in Regeln bringen läßt ... so lautet die Sprache, durch welche der Geist des Vorurtheils, der Unwissenheit, der Trägheit und des Eigensinns sich in einer ganzen Reihe von Jahrhunderten unter dem Kriegsstande fortgepflanzt hat.“³⁸⁾

Mit der Entstehung der Generalstäbe setzte die wissenschaftliche Bildung von Offizieren ein, wie sie z. B. Grolmann 1814 unmißverständlich gefordert hatte³⁹⁾. Die Forderung blieb durch 150 Jahre bestehen⁴⁰⁾, die Widerstände — mit abnehmender Tendenz — ebenfalls.

Die 1970 eingesetzte Bildungskommission beim Bundesminister der Verteidigung zog schließlich die Konsequenz aus den gesteigerten Anforderungen der Berufspraxis sowie den veränderten bildungssoziologischen Voraussetzungen und empfahl für alle längerdienenden Offiziere ein wissenschaftliches Hochschulstudium⁴¹⁾. Das universale Wissenschaftsverständnis, welches der Forderung nach wissenschaftlicher Ausbildung für „Generalisten“ entsprach, mußte einer hochgradigen Spezialisierung weichen. Und da von einer „Militärwissenschaft“ nicht mehr zu sprechen ist, kann sich die wissenschaftliche Ausbildung von Offizieren nur in einschlägigen Fachstudiengängen vollziehen, wobei die Berufsfähigkeit über die Fachkenntnisse hinaus vor allem durch den Erwerb von Methodenwissen anzustreben ist und auf die besonderen politischen, gesellschaftlichen und pädagogischen Probleme des Soldatenberufes durch eine erziehungs- und gesellschaftswissenschaftliche Anleitung des Fachstudiums vorbereitet werden soll. Nach derselben bildungstheoretischen Konzeption wird sinngemäß auch die Ausbildung der Unteroffiziere *wissenschaftsorientiert* zu gestalten sein, da sie in ihrer Berufspraxis derselben wissenschaftsbestimmten Umwelt ausgesetzt sind wie die Offiziere, und mit den Problemen etwa des gesellschaftlichen Wandels als Ausbilder „direkt am Mann“ oft noch unmittelbarer konfrontiert sind.

Die Frage nach dem Verhältnis von Militär und Wissenschaft stellt sich abschließend als

³⁸⁾ Zit. nach Jähns, a. a. O., Bd. III, S. 1772.

³⁹⁾ Vgl. Hermann, Deutsche Militärgeschichte, a. a. O., S. 162.

⁴⁰⁾ Vgl. Hans Speidel, Generalstab und Bildung, in: ders., Zeitbetrachtung, Mainz 1969.

⁴¹⁾ Vgl. Gutachten der Bildungskommission beim Bundesminister der Verteidigung.

Frage nach dem Selbstverständnis des Soldaten wie auch des Wissenschaftlers. Das Verhältnis zu ‚entidiologisieren‘, von historischem und ideologischem Ballast zu befreien und damit zu entkrampfen, setzt Kommunikation voraus und den Abschied von Scheinalternativen wie „Theorie oder Praxis“, „Denker oder Streiter“. Idealtypische Berufsbildbeschreibungen können komplexe Zusammenhänge verdeutlichen und einer sinnvollen Spezifizierung dienen, sie können sich aber auch verselbständigen, zur Ideologie werden und damit Barrieren aufbauen.

Ein Wissenschaftler, der die handgreiflichen, jedermann betreffenden Probleme der Sicherheitspolitik und der Streitkräfte über- oder umgeht, sollte sich vielleicht einmal mehr mit der Frage gesellschaftlicher Verantwortlichkeit von Wissenschaft auseinandersetzen. Ein Soldat, der sich nur als „Kämpfer“ versteht und sich gleichzeitig von der Wissenschaft aufgrund ihrer „Verunsicherung“ fernhält, sollte sich ebenfalls die Frage nach der Verantwortlichkeit seines Tuns vorlegen. Es darf bezweifelt werden, ob man zur Sicherheit rational begründeten beruflichen Handelns gelangen kann, ohne sich der Verunsicherung durch das wissenschaftliche Prinzip des Infragestellens eigener Positionen und Wahrnehmungen auszusetzen. Dieses Prinzip abzulehnen, sich gleichzeitig aber für die wissenschaftliche Ausbildung von Offizieren auszusprechen⁴²⁾, stellt einen Widerspruch dar. Die Notwendigkeit, als Soldat in Krisensituationen kurzentschlossen zu handeln, widerspricht nicht dem Prinzip des methodischen und kritischen Denkens, dessen Gültigkeit ja nicht durch zeitliche Restriktionen bei der Entscheidungsbildung außer Kraft gesetzt werden kann. Ein Streiter, der nicht denkt und zweifelt, wäre sicher ein schlechter Streiter.

Die Wissenschaft in diesem Lande kann nicht Militarisierungstendenzen befürchten oder beklagen und gleichzeitig die Streitkräfte wissenschaftlich allein lassen. Die Streitkräfte können sich nicht der Wissenschaft bedienen, von ihrer kritischen Funktion aber abschirmen wollen; als besten Weg zur Öffnung gegenüber der Wissenschaft dürfte die wissenschaftliche Ausbildung ihrer Offiziere anzusehen sein.

⁴²⁾ So CDU-Verteidigungsexperte Wörner lt. FAZ vom 14. 9. 1972.

Gibt es eine Militärsoziologie in der Bundesrepublik?

I

Die Frage: „Gibt es eine Militärsoziologie in der Bundesrepublik?“ ist angesichts der Tatsache, daß Wissenschaft ein übernationales Unternehmen ist, zu dem die Wissenschaftler vieler Länder — wenn auch in unterschiedlichem Maße — beitragen, nicht ganz richtig gestellt; zumal seitdem Morris Janowitz, einer der führenden Köpfe in der militärsoziologischen Forschung in der USA, den Militärsoziologen kürzlich Zusammenarbeit und Informationsaustausch auf internationaler Ebene vorschlug. Auch die Militärsoziologen der Ostblockstaaten sollten hiervon nicht von vornherein ausgeschlossen werden¹⁾. Modifizieren wir also die vorgegebene Fragestellung und fragen nicht nach einer bundesdeutschen Militärsoziologie, sondern nach den Beiträgen, die bundesdeutsche Soziologen bislang in den Fundus militärsoziologischer Theorie einbrachten.

Eine solche Fragestellung zielt zunächst auf die Feststellung eines Tatbestandes. Zu ermitteln ist, ob originäre Beiträge bundesrepublikanischer Autoren vorliegen, die unser Wissen um den sozialen Aspekt der militärischen Organisation und ihren Wechselwirkungen mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen erweiterten. Wir sind daher gehalten, die hiesigen militärsoziologischen Veröffentlichungen der letzten Jahre in entsprechender Weise kritisch zu untersuchen.

Gleichgültig, wie das Ergebnis einer solchen Prüfung ausfällt, impliziert es in jedem Fall eine weitere Frage: Warum gibt es keine eigenständigen Beiträge, respektive warum gibt es sie und warum gerade in einem bestimmten Bereich. Dies ist eine wissenssoziologische Frage. Ihre Beantwortung soll im zweiten Teil versucht werden. Die Begründungen, die ich dabei vorlege, sollten jedoch als das genommen werden, was sie sind: Punkte, die noch eingehend diskutiert werden müssen. Auf keinen Fall sollten sie als Gründe im Sinne einer empirisch überprüften Ursache-Wirkung-Beziehung angesehen werden. Ebenfalls soll keine konzise Darstellung aller

militärsoziologischen Aktivitäten in der Bundesrepublik gegeben werden; Inhalt und Ergebnisse der Arbeiten können nur angedeutet werden. Die Auswahl der referierten Veröffentlichungen ist darüber hinaus möglicherweise subjektiv.

II

Wenn über Militärsoziologie schon allgemein gesagt werden kann, daß sie im Vergleich zu anderen Teildisziplinen der Soziologie, die sich ebenfalls dem Studium wichtiger sozialer Institutionen widmen, relativ unterentwickelt ist²⁾, so gilt dies erst recht für die Militärsoziologie in der Bundesrepublik. Die Anzahl der vorliegenden Veröffentlichungen ist gering; daneben existieren eine Reihe von nicht bzw. noch nicht publizierten Untersuchungsberichten, die jedoch in der Regel dem Interessierten zugänglich sind. Obwohl alle diese Arbeiten mit dem einheitlichen Etikett „Militärsoziologie“ versehen werden können, sind sie in Inhalt und Stil doch recht verschieden. Die Spannweite reicht vom Forschungsbericht über empirische Erhebungen zu den Auswirkungen unterschiedlicher Führungsstile in kleinen Formalgruppen bis hin zu mehr journalistisch aufgemachten Ausführungen zum Problem der „Inneren Führung“. Diese Themenvielfalt, die mit der Komplexität der militärischen Organisation und deren Beziehungen zur übrigen Gesellschaft erklärt worden ist³⁾, verlangt eine Systematik, in die die einzelnen Beiträge einzuordnen sind, will man sie in dem eben beschriebenen Sinne kritisch bewerten. Dabei sollte angesichts der geringeren Zahl der vorliegenden Arbeiten das Raster der Systematik nicht allzu feinmaschig sein. Ich werde mich daher mit einer relativ groben Unterteilung begnügen:

— in Arbeiten, die das Militär als Organisation erforschen, und

— in Arbeiten, die sich mit den vielfältigen Wechselwirkungen der militärischen Organisation mit anderen gesellschaftlichen Teilbereichen befassen.

¹⁾ Diesen Vorschlag machte Morris Janowitz anlässlich der Tagung der „Discussion Group on Civil-Military Relations“, die vom 21. bis 22. Juli 1971 beim Institut für Angewandte Sozialwissenschaften (INFAS) in Bad Godesberg stattfand.

²⁾ Vgl. Klaus Roghmann und Rolf Ziegler, Militärsoziologie, in: René König, (Hrsg.), Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Band II, Stuttgart 1969, S. 514—516.

³⁾ Ebenda, S. 515.

Geht es bei der ersten Gruppe um die Beschreibung und Erklärung des sozialen Geschehens im militärischen Bereich, z. B.

— um Probleme der Anpassung des Soldaten an seine Rolle,

— Führungsstile militärischer Vorgesetzter,

— formale und informelle Gruppenstrukturen und deren Bedeutung für interne Kommunikationsprozesse,

— Rekrutierung und berufliche Karriere des Personals,

so befaßt man sich in den Arbeiten der zweiten Gruppe, die gewöhnlich unter der Überschrift „Militär und Gesellschaft“ rubriziert werden, beispielsweise mit

— militärischen Ideologien,

— Militarismus,

— politischer Kontrolle des Militärs,

— Beziehungen des Militärs zur Industrie und zu den Gewerkschaften,

— Wehrverfassungen.

Auch die Rolle des Militärs bei Staatsstreichen und Revolutionen, insbesondere in Entwicklungsländern, ist an dieser Stelle zu nennen.

Es liegt auf der Hand, daß die eine oder andere Arbeit der ersten wie der zweiten Gruppe zugewiesen werden kann. So sind z. B. Ausführungen zur „Inneren Führung“ sowohl unter dem Gesichtspunkt der internen Autoritätsstruktur der militärischen Organisation zu sehen als auch wichtig im Hinblick auf die Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft. Auch die Probleme einer „Zweiten Karriere“, d. h. die Wiedereingliederung von Zeitsoldaten in die zivile Arbeitswelt nach dem Ausscheiden aus dem militärischen Dienst, sind sowohl innerorganisatorisch als auch in bezug auf andere soziale Teilbereiche bedeutsam. Jedoch läßt sich anhand des Ansatzes und der Intention des jeweiligen Verfassers meist unschwer eine Entscheidung über die Zuordnung der Arbeit fällen.

Die in den letzten Jahren erschienenen ersten deutschsprachigen Sammelreferate über Militärsoziologie von Roghmann und Ziegler bzw. Ziegler⁴⁾ können naturgemäß nicht in dem von mir beschriebenen Sinne bewertet werden. Dennoch sind auch sie Ausdruck des Entwicklungsstandes militärsoziologischer Aktivität in der Bundesrepublik. An dieser Stelle ist anzumerken, daß bislang noch keine systematische Darstellung der Militärsoziolo-

gie in Buchform von einem deutschsprachigen Autor vorgelegt wurde. Auch dies ist ein Symptom.

III

Beginnen wir bei dem Versuch einer kurzen kritischen Bewertung mit den Arbeiten, die die militärische Organisation in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Hier wären zunächst die Forschungsberichte der Wehrsoziologischen Forschungsgruppe des Forschungsinstituts für Soziologie der Universität Köln⁵⁾ und die Arbeiten der Gruppe System-Forschung, Bonn-Beuel⁶⁾ zu nennen. Beide Gruppen führen seit Beginn der sechziger Jahre im Auftrage des Bundesministers der Verteidigung empirische Forschungen in der Bundeswehr durch. Enthalten nun diese Forschungen originäre Beiträge zur Militärsoziologie? Ich glaube nicht! Schon die Titel der Beueler Untersuchungen lassen deren extrem praxisbezogenen Charakter erkennen. Hier eine Auswahl:

— „Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage des Unteroffiziers auf Zeit“

— „Die Bundeswehr als Arbeitsplatz auf Zeit“

— „Personelle und strukturelle Schwachstellen der Heereskompanien 1963“.

Bei diesen Arbeiten handelt es sich somit allenfalls um brauchbare Deskriptionen des Zustandes der militärischen Organisation „Bundeswehr“, die — dies soll nicht bestritten werden — für die Entscheidungsträger im Ministerium hilfreich sein können.

Wie steht es nun um die Arbeiten der Kölner Forschungsgruppe? Diese Arbeiten gehen überwiegend über reine Deskription hinaus, sie replizieren aber stets nur Thesen, die bereits aus der amerikanischen Literatur bekannt sind. So sind z. B. die Arbeiten von Wolfgang Sodeur zum Problem der Führerschaft in kleinen Formalgruppen bereits als Replikation der entsprechenden Arbeiten des Amerikaners Hannan C. Selvin konzipiert.

⁴⁾ Klaus Roghmann und Rolf Ziegler, a. a. O., Rolf Ziegler, Militärsoziologie, in: W. Bernsdorf (Hrsg.), Wörterbuch der Soziologie, Stuttgart 1969, S. 695 bis 701.

⁵⁾ Siehe insbesondere René König (Hrsg.), Beiträge zur Militärsoziologie, Sonderheft 12 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Köln und Opladen 1968 und Bundesminister der Verteidigung, Schriftenreihe Innere Führung, Reihe: Führungshilfen, Wehrsoziologische Studien.
⁶⁾ Siehe Bundesminister der Verteidigung, Schriftenreihe Innere Führung, Reihe: Führungshilfen, Wehrsoziologische Studien.

Auch die Untersuchungen von Alois Rosner und Hans-Dieter Weger über Determinanten und Konsequenzen informeller Ränge von Rekruten bestätigen bereits vorliegende Ergebnisse amerikanischer Sozialwissenschaftler; ebenfalls die Arbeit von Hans Benninghaus, der sich mit Faktoren der Wehrbereitschaft von Rekruten auseinandersetzt. Weitere Arbeiten, die im Rahmen bzw. im Umkreis der militärsoziologischen Forschung in Köln entstanden, sind ähnlich zu bewerten, wie beispielsweise die Arbeit zur Problematik der „Zweiten Karriere“ von längerdienenden Zeitsoldaten von Benninghaus, Renn und Rosner⁷⁾, die sich an den Gedankengängen Albert D. Bidermans ausrichtet.

Zweifellos besteht ein originärer Beitrag zur Militärsoziologie auch darin, daß man den Nachweis erbringt, daß theoretische Sätze, die für eine Gesellschaft aufgestellt wurden, auch in einer anderen Gesellschaft Geltung finden. Wir möchten jedoch nur wesentliche Modifikationen bereits vorliegender Aussagen als originäre Beiträge zur Militärsoziologie gelten lassen.

Wenn so durch die Forschung der Kölner Militärsoziologen zur Erweiterung der Militärsoziologie in diesem strengen Sinne kaum etwas beigetragen wurde, so ist doch die Rezeption von Beiträgen amerikanischer Militärsoziologen für den deutschen Sprachraum ein wesentlicher Verdienst, der nicht unterbewertet werden darf. Gleiches kann von den Arbeiten von Johannes Heinrich von Heiseler⁸⁾ und Wido Mosen⁹⁾ gesagt werden, die sich insbesondere mit den Auswirkungen der Technisierung moderner Armeen auf die Autoritätsstruktur in diesen Armeen beschäftigen. Auch hier wird — allerdings nur anhand von Sekundärmaterial — die Geltung der rezipierten Thesen für die Bundeswehr aufgezeigt. Außerdem wäre noch in diesem Zusammenhang die für die Kleingruppenforschung im militärischen Bereich wichtige Rezeption des Schweizer Rolf Bigler¹⁰⁾ zu nennen, sowie ferner eigene Auswertungen des Verfassers

des vorliegenden Beitrags über den Wandel sozialer Attitüden im Verlaufe der militärischen Ausbildung, die sich eines organisationssoziologischen Ansatzes bedienen¹¹⁾.

IV

Müssen wir somit für den organisationssoziologischen Ansatz der Militärsoziologie die Frage nach eigenständigen Beiträgen verneinen und lediglich eine Rezeption amerikanischer Ansätze konstatieren, so sieht das Bild beim Themenkomplex „Militär und Gesellschaft“ etwas hoffnungsvoller aus. Für eine in diesem Sinne charakteristische Auswahl von Untersuchungen wäre zunächst auf die Arbeiten zum Problem der „Inneren Führung“ hinzuweisen, die deren Charakter als offizielle „Geisteshaltung“ der Bundeswehr in den Vordergrund der Betrachtung stellen. So hat Wido Mosen in einem engagierten Essay die Funktion der „Inneren Führung“ als „Verschleierungsideologie“ betont¹²⁾. Es wären noch weitere Arbeiten, z. B. die von Klausenitzer¹³⁾ zu nennen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das Interesse, das neuerdings amerikanische Militärsoziologen dem Prinzip der „Inneren Führung“ und seiner tatsächlichen oder vorgeblichen Realisierung in den deutschen Streitkräften entgegenbringen. Der von Klaus Roghmann auf dem 7. Weltkongreß für Soziologie in Varna vorgelegte englischsprachige Beitrag zum Problem der „Inneren Führung“¹⁴⁾ wurde nicht zuletzt aus diesem Grunde verfaßt.

Leider basieren die verschiedenen Arbeiten zur „Inneren Führung“ lediglich auf Sekundärmaterial. In erster Linie handelt es sich um mehr oder weniger willkürlich ausgewählte Stellen aus dem „Handbuch Innere Führung“ oder den Schriften Baudissins. Was fehlt, ist eine empirische Untersuchung, bei der Daten mit Hilfe adäquater Methoden erhoben werden. Nur so ist ein originärer Beitrag zur Militärsoziologie möglich.

Ein weiterer Bereich militärsoziologischer Forschung, bei dem — zumindest potentiell —

⁷⁾ Hans Benninghaus, Heinz Renn, Alois Rosner, Some Sociological Aspects of Recruitment, Vocational Training, and „Second Career“ of Long-Term-Soldiers, in: M. R. Van Gils (Hrsg.), Contributions to Military Sociology, Vol. 1. Rotterdam 1971, S. 93 ff.

⁸⁾ Johannes Heinrich von Heiseler, Militär und Technik, in: Georg Picht (Hrsg.), Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr, Zweite Folge, Witten und Berlin 1966, S. 66—158.

⁹⁾ Wido Mosen, Eine Militärsoziologie, Neuwied und Berlin 1967.

¹⁰⁾ Rolf R. Bigler, Der einsame Soldat, Frauenfeld 1968³.

¹¹⁾ Wird demnächst abgeschlossen. Zu methodologischen Problemen dieser Arbeit siehe: Heinz Renn, Zur Bestimmung der Variabilität von Attitüden, in: Günter Albrecht u. a., Soziologie, Festschrift für René König, Köln und Opladen 1972.

¹²⁾ Wido Mosen, a. a. O., S. 109 ff.

¹³⁾ Franz Albrecht Klausenitzer, Die Diskussion um die Innere Führung, in: Georg Picht (Hrsg.), a. a. O., S. 159—244.

¹⁴⁾ Klaus Roghmann, Armed Forces and Society in West Germany: Program and Reality, 1955 bis 1970, Siebenter Weltkongreß für Soziologie, Varna (Bulgarien), 1970, Research Committee: Armed Forces and Society.

eigenständige bundesdeutsche Beiträge zur Militärsoziologie zu erwarten sind, ist das Verhältnis des Militärs zu berufsständischen Verbänden und Gewerkschaften. In der Bundesrepublik ist — soweit mir bekannt — die einzigartige Situation gegeben, daß zwei Verbände bezüglich der Interessenartikulation der Berufssoldaten gegenüber ihrem Arbeitgeber miteinander konkurrieren: der Bundeswehrverband und die Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr. Zu diesem Thema hat Dietmar Schössler eine Publikation vorgelegt, deren empirische Basis relevante Dokumente und „Privatinterviews“ mit Bundeswehrangehörigen und Gewerkschaftlern sind¹⁵). Eine erste quantifizierende Betrachtung des Problembereichs wird demnächst von Alois Rosner unterbreitet werden, der versucht hat, mit Hilfe multipler Regressionsanalysen von Befragungsergebnissen einige Bestimmungsgründe der jeweiligen Mitgliedschaft in einem der beiden Verbände zu identifizieren¹⁶).

Abschließend müssen wir allerdings auch für den Problembereich „Militär und Gesellschaft“ feststellen, daß bestenfalls Ansätze zur Erweiterung des allgemeinen militärsoziologischen Wissens entwickelt worden sind. Bei weiteren Problemen der Wechselwirkung von militärischer Organisation und den übrigen Teilbereichen der Gesellschaft dürfte die bereits aufgenommene Rezeption der amerikanischen Literatur weiter fortgesetzt werden, wobei in der Regel von den jeweiligen Autoren Verbindungen zur Situation der Bundeswehr hergestellt werden.

V

Greifen wir nun nach diesen Ergebnissen unsere zu Beginn bereits aufgeworfene wissenssoziologische Frage nach den Ursachen eines solchen Zustandes auf.

Eine Begründung für den immensen Rückstand der deutschen Militärsoziologen gegenüber den amerikanischen liegt auf der Hand. Dort mußte einmal die Sozialwissenschaft keine Unterbrechung freier Forschung hinnehmen, wie sie hier im Jahre 1933 stattfand. Insbesondere die amerikanische Sozialwissenschaft hat — was die Zuwanderung qualifizierter Wissenschaftler betrifft — hiervon profitiert¹⁷).

Zum anderen begannen sich die Sozialwissenschaftler in den USA zwanzig Jahre früher als die deutschen mit dem sozialen Aspekt der militärischen Organisation und ihren sozialen Bezügen zu beschäftigen. Zudem entstand die amerikanische Militärsoziologie zum Zeitpunkt einer akuten nationalen Bedrohung von außen, so daß den sich mit dem Militär befassenden Sozialforschern gleich zu Anfang erhebliche finanzielle Mittel zu Forschungszwecken zufließen. Zeugnis hiervon legen die vier Bände des „American Soldier“ ab¹⁸), die nicht nur als Markstein in der Entwicklung der Militärsoziologie gelten, sondern auch Wesentliches zum methodologischen und theoretischen Fortschritt der gesamten Soziologie beigetragen haben.

Man könnte nun demgegenüber die Ansicht vertreten, daß der Rückstand bei der Aufnahme militärsoziologischer Forschung in der Bundesrepublik zwar groß war, daß er aber in der Zwischenzeit hätte aufgeholt werden können. Der Grund, daß dies nicht gelang, liegt wohl an den besonderen Bedingungen, unter denen sich bei uns — zumindest bis zum Augenblick — militärsoziologische Forschung vollzieht. Diese Bedingungen hängen einerseits mit der militärischen Organisation, andererseits aber auch mit den Soziologen selbst zusammen.

Oft wird von den Angehörigen der militärischen Organisation der Soziologie Skepsis bezüglich der Verwendbarkeit ihrer Ergebnisse entgegengebracht. Zumal dann, wenn diese Ergebnisse das Selbstverständnis der Soldaten berühren. So kam es beispielsweise kürzlich auf einer Tagung über sozialwissenschaftliche Probleme des Militärs zu erregten Diskussionen auf seiten der anwesenden Offiziere, als der amerikanische Psychologe Fred F. Fiedler aufgrund seiner Untersuchungen das traditionelle Konzept des „geborenen Führers“ in Frage stellte und die Situationspezifität des Führerverhaltens betonte¹⁹). Es liegt

¹⁷) Vgl. S. Riemer, Die Emigration der deutschen Soziologen nach den Vereinigten Staaten, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 11. Jahrgang, 1959.

¹⁸) Samuel A. Stouffer u. a., Studies in Social Psychology, in: World War II, 4 Bände, Princeton, N. J., 1949/50.

¹⁹) Fred E. Fiedler, Do Leaders Really Learn Leadership, Social Science Symposium on „The Perceived Role of the Military“, Ile de Bendor, Frankreich, 1970. Vgl. auch Hans Benninghaus, Heinz Renn, Alois Rosner, International Social Science Symposium über „The Perceived Role of the Military“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 23. Jahrgang, 1971, S. 180 ff.

¹⁵) Dietmar Schössler, Militär und Gewerkschaften, in: René König (Hrsg.), Beiträge zur Militärsoziologie, a. a. O., S. 136—156.

¹⁶) Alois Rosner, Mitgliedschaft in freiwilligen Organisationen. Eine Untersuchung zur kollektiven Artikulation beruflicher Interessen, in: Soziologie, Festschrift für René König, Köln und Opladen 1971.

auf der Hand, daß man aus einer solchen Grundhaltung heraus sozialwissenschaftliche Forschung im militärischen Bereich nicht gerade ermuntert.

Trotz dieser relativ geringen Meinung von Sozialforschung werden von den Funktionsträgern der militärischen Organisation, wenn geforscht wird, in der Regel praxisnahe und schnell umsetzbare Lösungen von Problemen verlangt, die sich kurzfristig ergeben haben. (Ob diese Lösungen dann tatsächlich in Handlungsweisen umgesetzt werden, steht allerdings auf einem anderen Blatt.) Der somit gegebene akzidentielle Charakter der Forschung führt dazu, daß bei der militärsoziologischen Forschung die Auftragsforschung im Vordergrund steht; Grundlagenforschung wird demgegenüber völlig vernachlässigt, ganz zu schweigen von der Methodenforschung. Dabei ist die Grundlagenforschung für die theoretische Entwicklung von Militärsoziologie von entscheidender Bedeutung. Ihr Nutzen liegt in der Steuerung des Forschungsprozesses. Nur wenn sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung betrieben wird, können originäre Beiträge zur Militärsoziologie überhaupt erwartet werden. Auch für den Auftraggeber erweist sich schließlich die Grundlagenforschung langfristig als nützlich. Durch sie wird ein schneller Rückgriff auf das akkumulierte theoretische Wissen der Disziplin ermöglicht, so daß sich kurzfristig ergebende Fragen der Praxis ohne eigens konzipierte ad-hoc-Untersuchungen beantworten lassen. Bislang blieben militärsoziologische Grundlagenforschung oder die Methodenforschung jedoch dem privaten Forschungsinteresse einzelner Sozialwissenschaftler überlassen. Höchstens in Dissertationen, die neben der eigentlichen Arbeit in der Auftragsforschung angefertigt werden, sind sie zu finden.

Darüber hinaus machen auch die kurzen Laufzeiten militärsoziologischer Forschungsaufträge eine langfristige Planung und damit die Grundlagenforschung unmöglich. So wird den Wissenschaftlern zugemutet, alle zwei Jahre, in der Wehrsoziologischen Forschungsgruppe in Köln jetzt sogar jedes Jahr, damit zu rechnen, ihre Forschungen innerhalb kurzer Zeit beenden zu müssen. Auch ein solcher Umstand fördert nicht den eigenständigen Beitrag zur Militärsoziologie sondern eher die Fluktuation der Mitarbeiter.

Auch ist hier auf die relativ geringen Mittel zu verweisen, die im militärischen Bereich der sozialwissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stehen. Man tut gut daran, den Anteil der Militärsoziologie am gesamten *Forschungs-*

etat des Bundesministers der Verteidigung eher in Promille- als in Prozentsätzen auszu-drücken.

Oft wird in der Literatur auch die dem Wissenschaftler vom Auftraggeber auferlegte Pflicht zur Geheimhaltung und das damit verbundene Verbot der Veröffentlichung militärsoziologischer Ergebnisse als ursächlich für den geringen Entwicklungsstand der Militärsoziologie bezeichnet. Was die Arbeiten der Wehrsoziologischen Forschungsgruppe in Köln angeht, so liegt jedoch eine solche Behinderung durch den Auftraggeber nicht vor.

Doch nicht nur der militärischen Organisation allein kann der gegenwärtige Entwicklungsstand der Militärsoziologie in der Bundesrepublik angelastet werden. Auch die Soziologen selbst sind zu einem nicht geringen Teil hierfür verantwortlich zu machen. So hält das unter Soziologen weit verbreitete Vorurteil, es bestünde eine ideologische Affinität zwischen dem Forscher und dem Forschungsgegenstand „Militär“²⁰⁾, viele davon ab, sich militärsoziologischen Problemen zu widmen. Hier liegt, so René König, das Mißverständnis vor, „die Anwendung von Mitteln der Sozialforschung im Rahmen der direkten oder indirekten Verfolgung militärischer Zielsetzungen mit der Anwendung von Mitteln der Sozialforschung auf die Struktur, die Organisationsformen und Verhaltensweisen der Armee und des militärischen Establishments insgesamt“ zu verwechseln²¹⁾.

Allenfalls wendet man sich dem Problembereich „Militär und Gesellschaft“ zu. Er erlaubt die kritische Distanz — was wiederum die relative Beliebtheit dieses Gebietes trotz des Mangels „harter Daten“ erklärt.

Die soziale Distanz vieler Soziologen zur militärischen Organisation wird darüber hinaus noch durch das relativ geringe Prestige des Militärs in Industriegesellschaften verstärkt. Wie sehr sich Soziologen bezüglich ihrer Forschungsaktivitäten vom Prestige des Forschungsgegenstandes beeinflussen lassen, kann ebenfalls im Rahmen der Militärsoziologie studiert werden. So zeigt sich in einer Bibliographie militärsoziologischer Literatur, daß von den 29 Arbeiten, die unter der Über-

²⁰⁾Vgl. z. B. Irving Louis Horowitz, *The War Game*, Studies of the New Civilian Militarists, New York 1963; ders., *Social Science Yogis and Military Commissars*, in: *Trans-action*, May 1968, S. 29—38.

²¹⁾ René König, Einige Bemerkungen zu den speziellen Problemen der Begründung einer Militärsoziologie, in: René König (Hrsg.), *Beiträge zur Militärsoziologie*, a. a. O., S. 9.

schrift „Soziale Herkunft“ aufgeführt werden, allein 22 sich mit der sozialen Herkunft von Offizieren beschäftigen²²⁾. In gleicher Weise könnte der Umstand interpretiert werden, daß sich Soziologen weit häufiger mit dem Problem der Rekrutierung von Offizieren befassen als mit dem der Rekrutierung von längerdienenden Zeitsoldaten, das von der Sache her mindestens genau so wichtig ist.

VI

Was getan werden kann, um die geschilderten Bedingungen militärsoziologischer Forschung in der Bundesrepublik zu verbessern, ist nach dem Gesagten offensichtlich:

²²⁾ Rolf Ziegler, Ausgewählte Literatur zur Militärsoziologie, in: René König (Hrsg.), Beiträge zur Militärsoziologie, a. a. O., S. 327—360.

— stärkere Betonung der Grundlagenforschung gegenüber der reinen Auftragsforschung,

— längere Laufzeiten militärsoziologischer Forschungsaufträge und damit Konsolidierung und Institutionalisierung der Militärsoziologie,

— mehr finanzielle Mittel.

Wir sind jedoch nicht uneinsichtig gegenüber der Tatsache, daß es oft fehlende finanzielle Mittel sind oder gar antiquierte haushaltsrechtliche Vorschriften, die es trotz des vorhandenen guten Willens verhindern, von seiten der militärischen Organisation her bessere Forschungsbedingungen zu schaffen. Was aber in jedem Fall erreicht werden kann, ist die Überwindung der wechselseitigen Vorurteile. Dies wird ohne Zweifel gefördert durch besseres Kennenlernen aufgrund häufiger und intensiver Kommunikationen.

Sozialpsychologie in der Bundeswehr

Im Jahre 1956 wurde der Psychologische Dienst in der Bundeswehr eingerichtet. Damit begann jedoch nicht die Geschichte der Wehrpsychologie. Vielmehr gab es bereits vorher die Reichswehr- und Wehrmachtspsychologie, die seinerzeit zu den bedeutendsten Anwendungsbereichen der Psychologie gehörten. Zahlreiche Anregungen gingen von hier aus, insbesondere in Richtung auf die Entwicklung psychodiagnostischer Verfahren und ihre Anwendungen bei solchen Aufgaben wie Personalselektion, -klassifikation und -platzierung.

Unter der Leitung eines Fachreferates im Bundesministerium der Verteidigung sind heute über hundert Psychologen in fünf Bereichen tätig. 72 Prozent des Gesamtpersonals nimmt Aufgaben wahr im Rahmen der Psychodiagnostik. Diese beinhaltet im einzelnen die Durchführung von Eignungs- und Verwendungsprüfungen nach § 20 a Wehrpflichtgesetz bei tauglich gemusterten Wehrpflichtigen an Kreiswehrrersatzämtern; dazu kommen psychologische Eignungsuntersuchungen an den Freiwilligen-Aannahmestellen und der Freiwilligenannahme-Zentrale der Marine, an der Offiziersbewerber-Prüfzentrale sowie fliegerpsychologische Untersuchungen an der Fachhochschule der Luftwaffe und an der Heeresflieger-Waffenschule.

Ein vergleichsweise kleiner Personalkörper ist tätig im Bereich der Wehrtechnischen Psychologie an bundeswehreigenen Instituten, Erprobungsstellen und im Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung. Die Psychologie der militärischen Erziehung und Ausbildung stellt ein weiteres Betätigungsfeld für Psychologen der Bundeswehr dar. Innerhalb der Klinischen Psychologie sind kürzlich mehrere Dienstposten geschaffen worden. Klinische Psychologen nehmen an großen Krankenhäusern der Bundeswehr insbesondere psychodiagnostische und psychagogische Aufgaben wahr. Neben den genannten Stellen eröffnete sich im Jahre 1968 mit der Einrichtung von zwei Dienstposten im Bundeswehramt ein neues Arbeitsgebiet für Psychologen im Bereich der Sozialpsychologie.

Die Errichtung einer zentralen wissenschaftlichen Arbeitsgruppe erfolgte mit der Maßgabe, mit Hilfe von modernen psychologischen Methoden zu praxisnahen Ergeb-

nissen zu gelangen. Diese Zielvorstellung fand anderweitig eine nähere Spezifizierung. So markierte Gotthilf Flik, der frühere Referent für Wehrpsychologie im BMV drei Aufträge für eine Sozialpsychologie des Militärs: Studium des Verhältnisses von Vorgesetzten und Untergebenen, Erkundung des Zusammenhalts einer Kampfeinheit und Erforschung der Moral der Truppe¹⁾. Prägnanter forderte F. A. Geldard, ein amerikanischer Militärpsychologe, von einer Sozialpsychologie der militärischen Organisation, insbesondere die *human relations and moral* zu beschreiben und zu erklären²⁾. Peter R. Hofstätter, selbst ehemaliger Wehrmachtspsychologe faßte die oben umschriebenen Fragestellungen zusammen. Für ihn ist die Vertrauensproblematik von zentraler Bedeutung: der Soldat muß vierfach Vertrauen haben, nämlich zu seinen Waffen und Geräten, zu Kameraden, zu Vorgesetzten und vor allem Selbstvertrauen³⁾.

Die im folgenden zu referierenden Untersuchungen werden danach zu untersuchen sein, inwieweit sie auf die von Flik, Geldard und Hofstätter formulierten Fragestellungen Antwort geben. Es sollen sozialpsychologische Arbeiten vorgestellt werden, die von Mitgliedern des Psychologischen Dienstes der Bundeswehr stammen und einige Studien, zu denen Soldaten als Versuchspersonen herangezogen wurden. Unter diesem Suchvektor zeigt sich, daß inzwischen Erhebungen und Untersuchungen in allen Teilstreitkräften durchgeführt wurden. Die hauptsächlichsten Problemstellungen waren dabei: Sozialisation und soldatische Erziehung, Arbeits- und Berufszufriedenheit, Einstellung zum Dienen, Berufsrolle des Soldaten und abweichendes Verhalten.

I

Wie in anderen Armeen richtete sich das wehrpsychologische Interesse auch in der Bundeswehr zunächst auf Probleme der militärischen Ausbildung. So führten Gotthilf Flik und Mitarbeiter bei Offiziersanwärtern an der Offiziersschule der Luftwaffe längsschnittlich

¹⁾ Gotthilf Flik, Die Wehrpsychologie in der Bundeswehr, in: Wehrkunde, 1969, 1, S. 29—34.

²⁾ F. A. Geldard (Ed.), Defense psychology, New York 1962.

³⁾ P. R. Hofstätter, in: Psychologie. Das Fischer Lexikon, Frankfurt 1960⁸ (Kap. „Wehrpsychologie“).

angelegte Meinungsbefragungen durch⁴⁾. Im Mittelpunkt standen Fragen des militärischen Lebens und der Ausbildung sowie das Kontaktverhalten der Offizierschüler. Als Methoden dienten strukturierte Fragebogen und offene Interviews. Von den Ergebnissen der Befragung können einige auch heute noch größte Aktualität für sich beanspruchen. So ließ sich zum Beispiel schon damals ein echter und breiter Bildungsdrang der Offiziersanwärter erkennen; im Unterrichtsfach Innere Führung richteten sich die Wünsche der Befragungspersonen nach Stoffvermehrung besonders auf die allgemeinen pädagogischen und psychologischen Inhalte. Aus diesen und den anderen Befunden konnten praktische Empfehlungen abgeleitet werden, beispielsweise zur Lehrplangestaltung, Auswahl von Fachlehrern, Unterbringung, Freizeitbemessung und zum Beurteilungswesen der Offizierschule.

II

Bei einer Untersuchung zur Berufszufriedenheit von Diether Cartellieri handelte es sich um betriebliche Probleme mit sozialpsychologischem Bezug⁵⁾. 231 Mannschaften und Unteroffiziere des technischen Personals der Luftwaffe antworteten auf 50 Fragen eines strukturierten Fragebogens und bekundeten in offenen Interviews sowie in Gruppendiskussionen Meinungen zum Problem des Ausscheidens vieler technischer Spezialisten aus der Luftwaffe. Die Auswertung der Ergebnisse zeigte, daß das genannte Personalproblem in engem Zusammenhang stand mit Fragen von Besoldung, Aufstieg, Fortbildung, Betriebsklima, Lehrgangsgestaltung, Selbständigkeit und persönlicher Betreuung durch Vorgesetzte.

Hans-Peter Görres untersuchte 1968 Probleme des Schichteinsatzes im Luftraumüberwachungsdienst⁶⁾. Er zeigte mögliche Verbesserungen des üblichen Schichtturnus auf zwecks Reduktion aufgetretener Überforderungen. Görres nannte als negative Auswirkungen der Überforderung die niedrigen Weiterverpflichtungsquoten und psychosomatische Störungen, diskutierte vor allem Fragen der besseren Kasernierung, der Schichtdienst-

zulage und der Erhöhung der Effektivität bestehender Ausbildungsmethoden.

Aus dem Vergleich zweier, etwa gleich großer Arbeitsgruppen, die von Vorgesetzten als „intakt und integriert“ auf der einen Seite und auf der anderen Seite als „schlecht arbeitend“ beurteilt worden waren, konnte Dieter Wiegand Verbesserungsvorschläge ableiten⁷⁾. Seine Empfehlungen bezogen sich auf die untere Führung. Er ging ein auf Fragen der Arbeitsorganisation, des Gebrauchs von Erziehungsmitteln und die wöchentliche Arbeitsbesprechung. Weiterhin bezogen sich seine Vorschläge auf die Soldaten selbst und zwar auf die Funktion des Vertrauensmannes, die Gestaltung des Aufenthaltsraumes, die Weiterbildung und auf psychohygienische Maßnahmen.

Ebenfalls in den Problemkreis des Betriebsklimas bzw. der Arbeits- und Berufszufriedenheit fallen die Studien von Gerd Schmückle und Walter Deinzer⁸⁾. Sie führten in einer fränkischen Division Meinungsbefragungen durch, deren Ergebnisse sie mit Hilfe von deskriptiven statistischen Methoden verrechneten. Inhaltlich erwies sich in dieser Studie das Schlagwort vom „Gammeldienst“ als ein wesentlicher Schlüsselbegriff. Gammeln wird nämlich nicht allein mit Unterforderung gleichgesetzt, sondern dieser Ausdruck konnte sich wegen seiner Unbestimmtheit in letzter Zeit zu einem negativen Kennwort für die Bundeswehr entwickeln. Die Analyse zeige jedoch, so Schmückle und Deinzer, daß hinter dieser Unzufriedenheitschiffre eine Reihe von isolierbaren Tatbeständen zu ergründen seien, wie etwa mitunter schlechtes Betriebsklima oder verminderte Kampfkraft der Truppe.

Speziell mit dem Problem der Unteroffiziere befaßten sich Klaus Puzicha und der Verfasser⁹⁾. Gemäß dem Weißbuch 1971 der Bundesregierung beträgt das Personalfehl an Unteroffizieren 18 Prozent. Als Hauptgründe

⁷⁾ D. Wiegand, Sozialpsychologische Analyse zweier Sekundärgruppen der Bundeswehr hinsichtlich ihrer Gruppenatmosphäre. Trier 1970 (Manuskript).

⁸⁾ G. Schmückle und W. Deinzer, Kommiß a. D. — Kritische Gänge durch die Kasernen, Stuttgart 1972².

⁹⁾ K. Puzicha und H. Feser, Zur Zufriedenheit der Unteroffiziere — eine sozialpsychologische Untersuchung.

Bd. I: Problem, Fragestellung, Methoden und Literatur. Nr. S 103 I 1971 der Untersuch. der Gruppe Wehrpsychologie, Bonn.

Bd. II: Ergebnisse und Konsequenzen für die Personalführung. Nr. S 107 V 1971 der Untersuch. der Gruppe Wehrpsychologie, Bonn.

⁴⁾ Vgl. R. H. Walther, Sozialpsychologie in der Bundeswehr. Referat anläßl. der III. Wehrpsychol. Arbeitstagung vom 3.—6. 5. 1966.

⁵⁾ D. Cartellieri, Eine Meinungsbefragung bei den technischen Einheiten der Luftwaffe, in: F. Seifert (Ed.), Western-European Association for Aviation Psychology, Bad Godesberg 1963.

⁶⁾ H. P. Görres, Über Probleme des Schichteinsatzes in Anlagen der militärischen Luftraumüberwachung, in: Wehrpsychol. Untersuch. 1968, 3, S. 1—44.

dafür wurden bisher immer die geringe Attraktivität dieser Laufbahn und das niedrige Sozialprestige des Unteroffiziers genannt. Demgegenüber konnten wir feststellen, daß Unzufriedenheit an klar abhebbare Bereiche des beruflichen Lebens der Unteroffiziere gebunden ist. Die in einer repräsentativen Fernerhebung befragten Personen ließen in den meisten Berufsbereichen eine Tendenz zur Zufriedenheit erkennen. Unzufriedenheit in einzelnen Bereichen artikuliert sich aber lauter und verfälscht oft die Gesamteinschätzung. Unsere Konsequenzen haben daher auch jene beruflichen bzw. militärischen Bereiche zum Gegenstand, die wesentlich zur Unzufriedenheit der Unteroffiziere beitragen. So sollten Tätigkeitszulagen unter dem Kosten-Nutzen-Aspekt überprüft werden (Arbeitsplatzbeschreibungen, -analysen und -bewertungen). Die Inhalte der Personalwerbung wären zu modifizieren, weil zum Teil zu hohe Erwartungen geweckt werden. Überstunden sollten möglichst vermieden werden; sind sie dienstlich unumgänglich, dann dürfen sie nach Wunsch der Unteroffiziere nicht mehr als zehn Stunden pro Woche betragen. Jeder Unteroffizier möchte möglichst umfassend über Sinn und Notwendigkeit seiner dienstlichen Tätigkeit informiert sein. Aufgaben und Kompetenzen der dienstlichen Verwendung müssen genau umschrieben sein und sollten der Wirklichkeit entsprechen. An den Schulen und Akademien der Streitkräfte schließlich sollten unter Einsatz von Sozialwissenschaftlern Informations- und Trainingsprogramme entwickelt werden, die den künftigen militärischen Vorgesetzten in die Lage versetzen, in seiner späteren Verwendung zeitgemäße Menschenführung zu praktizieren.

III

Vergleichsweise spärlich ist die wehrpsychologische Literatur zu sozialen Einstellungen. In der Befragung von Klaus Puzicha und Ulrich Mees wurden Einstellungen von tauglich gemusterten Wehrpflichtigen gegenüber der Bundeswehr untersucht¹⁰⁾. Absichern ließ sich nur, daß wehrtaugliche Abiturienten sowohl der allgemeinen Wehrpflicht als auch der Bundeswehr insgesamt ablehnender gegenüberstehen als Wehrpflichtige mit Volksschulabschluß oder mit mittlerer Reife.

Eine weitere Studie über die Einstellung zur allgemeinen Wehrpflicht führte Friedrich

¹⁰⁾ K. Puzicha und U. Mees, Untersuchungen zur Einstellung der Wehrpflichtigen gegenüber der Bundeswehr mit Hilfe des Polaritätsprofils, in: Wehrpsychol. Untersuch. 1967, 10, S. 1—31.

Steege anlässlich der psychologischen Eignungs- und Verwendungsprüfungen bei Kreiswehrrersatzämtern durch¹¹⁾. Auch hier zeigte sich, daß zeitlich längere Beschulung einen wesentlichen Faktor für eine negativere Einstellung zur Bundeswehr darstellt.

Die Ergebnisse einer von Herbert Feser, Melitta Nonn und Manfred Schreiner¹²⁾ durchgeführten Motivbefragung bei Freiwilligenbewerbern der Marine weisen darauf hin, daß manche junge Männer eindeutig die Chancen wahrnehmen wollen, die ihnen insbesondere durch den Berufsförderungsdienst der Bundeswehr und die Bundeswehr-Fachschulen geboten werden. Über den Weg der Erlangung einer beruflichen Ausbildung, der Umschulung in einen attraktiveren Beruf, der beruflichen Fortbildung durch Gewinnung neuer Kenntnisse und praktischer Fertigkeiten erwartet der Freiwillige letztlich soziale Anerkennung und sozialen Aufstieg. Zweitens strebt der Freiwillige noch größere Selbständigkeit im Sinne der Loslösung von Abhängigkeiten verschiedener Art an: er möchte sich ökonomisch von den Eltern lösen, weltoffener und in seinem sozialen Verhalten sicherer sowie insgesamt mehr Persönlichkeit werden. Drittens schätzt der Marinebewerber die besonderen Anforderungen, die ein Leben an Bord mit sich bringt. Erst an vierter Stelle steht die Verpflichtung für einen angemessenen Beitrag an Staat und Gesellschaft.

IV

Zur Berufsrolle des Soldaten führte das Psychologische Institut der Universität Würzburg vor fünf Jahren mehrere empirische Untersuchungen durch: So untersuchte Fred Christiansen das Berufsbild des Unteroffiziers der Bundeswehr mit Hilfe von Polaritätsprofilen¹³⁾. Autostereotyp (aktive Unteroffiziere) und Heterostereotyp (gediente Unteroffiziere) zeigten wesentliche Gemeinsamkeiten: sowohl Soldaten als auch Reservisten legten größten Wert auf „Persönlichkeit“ und „Draufgängertum“ (Initiative). In einer weiterführenden

¹¹⁾ F. Steege, Eine Untersuchung der Einstellung zur Wehrpflicht, in: Wehrpsychologische Untersuchungen, 1968, 7, S. 1—39.

¹²⁾ H. Feser, M. Nonn und M. Schreiner, Bericht über eine Motivbefragung bei Freiwilligenbewerbern der Marine, Nr. S 101 IX 1970 der Untersuchung der Gruppe Wehrpsychologie, (1970).

¹³⁾ F. Christiansen, Über das Bild des Unteroffiziers der Bundeswehr. Unveröff. Zulassungsarbeit, Universität Würzburg, 1966.

Studie von Willi Seitz¹⁴⁾ wies dieser nach, daß Personen, die sich selbst für selbstsicher und kontaktfähig halten, dazu neigen, ihrem Berufs-Stereotyp generell positive und sozial erwünschte Rollenattribute zuzuschreiben.

Durch den Vergleich der Stereotype „Offizier“ (Berufsbild) und „Ich selbst“ (Selbstbild) fand Herbert Feser¹⁵⁾ sichere Hinweise auf die Wirksamkeit des Identifikationsmechanismus bei Freiwilligenbewerbern der Bundeswehr. Zum Zeitpunkt der Bewerbung bei einer Freiwilligen-Annahmestelle hegt der Jugendliche mehr oder weniger bewußt den Wunsch nach Identifizierung mit einem im wesentlichen als selbstbewußt, aktiv und kooperativ vorgestellten Offizier. Man möchte sich später als Soldat so verhalten, so sein wie jenes Idealbild. Aufgrund der emotional-dynamischen Basis des geschilderten Prozesses sind jedoch im Falle der Nichterfüllung solcher Rollenerwartungen Erziehungs- und Führungsmöglichkeiten rasch vertan. Es folgt dann die Verkehrung ins Gegenteil — ein anderer Mechanismus, um sich mit der sozialen Realität auseinanderzusetzen.

Ähnliche Rollenerwartungen von Wehrpflichtigen gegenüber den militärischen Vorgesetzten konnte Josef Leifert finden¹⁶⁾: zeitgemäße Menschenführung, Sorge für gutes Betriebsklima und Gewährleistung einer effektiven Ausbildung. Die Erfassung der Einstellungen zu den genannten Merkmalen erbrachte deutlich negative Befunde. Leifert bezeichnete daher auf Grund dieser und anderer Befunde zusammenfassend die Innere Führung als „Fiktion einer Reform“, weil das Gros der militärischen Führer der Verwirklichung der Reformbestrebungen permanent Widerstand entgegengebracht und durch Verwässerung des ursprünglichen Konzeptes dessen Realisierung verhindert habe.

Faktoren für abweichendes Verhalten in der militärischen Organisation konnte Horst Klüver durch die Untersuchung vorzeitig ent-

lassener Marinesoldaten finden¹⁷⁾. Diffus-triebhaft motivierte Bewerber streben gern in einen Bereich der Bundeswehr, in dem eine Befriedigung des Erlebnisdrangs vermutet wird. Da der Dienst in der Marine jedoch hart und oft unbequem sei, könnten diese naiven Wünsche nicht voll realisiert werden. Die Folge sei Enttäuschung, die allzuoft mit Alkohol betäubt werde und häufig in Aggressionsverhalten gegenüber Kameraden und Vorgesetzten umschlage. Unklare Vorstellungen über den freiwilligen Dienst in der Marine scheinen demnach die schlechteste, am wenigsten tragfähige Motivation für einen längeren Dienst als Soldat auf Zeit oder als Berufssoldat darzustellen.

Die ständig steigende Zahl von Fällen der Verletzung der Pflicht zur militärischen Dienstleistung veranlaßte den Bundesminister der Verteidigung im Frühjahr 1968, die Gruppe Wehrpsychologie im Bundeswehramt mit einer sozialpsychologischen Untersuchung zu beauftragen. Im Gefolge einer *pilot study* konnte ein umfangreiches Erhebungsinventar erstellt werden, das in einer Hauptuntersuchung je einer repräsentativen Stichprobe aus deliktbelasteten und unauffälligen Wehrpflichtigen vorgelegt wurde. Das wichtigste Ergebnis dieser Studie dürfte sein, daß eigenmächtige Abwesenheit und Fahnenflucht bei Wehrpflichtigen weniger durch spezifische Gegebenheiten des soldatischen Lebens als vielmehr sozio-biografisch determiniert sind. Eine ideologische Begründung für ihr abweichendes Verhalten konnten nur einige Prozent der Befragungspersonen geben. Die Untersuchung brachte einigen Aufschluß über Auslösung und Zeitpunkt des Deliktes sowie die Rückfälligkeit. Es wurden Einstellungen der belasteten Soldaten und ihrer Umwelt zu den vorliegenden Straftatbeständen registriert. Der Vergleich der Delinquentengruppe mit einer unbelasteten ergab deutliche Unterschiede in solchen soziobiografischen Indikatoren wie: Stellenwechsel, Verlauf der Lehre, Frühkriminalität, sowie ungünstigen Entwicklungsbedingungen. Daneben zeigten belastete Wehrpflichtige undifferenziertere Einstellungen gegenüber der Bundeswehr, hatten geringere verbale Befähigung und bekundeten stärkere neurotische Tendenzen als unauffällige Soldaten. Wir konnten auf der Grundlage dieser ersten Befunde einige Konsequenzen für die ärztlich-psychologischen Einstellungs-/Eignungsuntersuchungen herleiten. Weitere Schlußfolgerun-

¹⁴⁾ W. Seitz, Über den Zusammenhang zwischen individuellen Differenzen in der Stereotypen-Beurteilung und individuellen Persönlichkeitsdifferenzen (untersucht am Auto-Stereotyp des Unteroffiziers), in: Psychol. Praxis, 1968, XII (2), S. 74—88.

¹⁵⁾ H. Feser, Über das Bild des Berufsoffiziers der Bundeswehr. Unveröff. Zulassungsarbeit, Universität Würzburg, 1966.

¹⁶⁾ J. Leifert, Zur Frage der Wirksamkeit der Inneren Führung in der Bundeswehr. Diss. Freiburg 1969.

¹⁷⁾ H. Klüver, Eine Untersuchung über vorzeitig entlassene Marinesoldaten, in: Wehrpsychol. Untersuch. 1967, 7, S. 1—19.

gen betrafen die Unteroffiziers- und Offiziersausbildung sowie die Information und Führung gefährdeter Soldaten¹⁸⁾. Derzeit beschäftigen wir uns mit einer Sekundäranalyse des Datenmaterials, wovon differenzierende Aussagen abhängig gemacht werden sollen.

Vergleicht man abschließend die vorgestellten empirischen sozialpsychologischen Untersuchungen mit den Aufgabenstellungen, wie sie von den eingangs zitierten Theoretikern Flik, Geldard und Hofstätter formuliert worden sind, dann kommt man zu dem Schluß, daß bereits wesentliche Aspekte gesehen wurden. Zur Problematik des Führerverhaltens und zur Frage der Kohäsion von Kampfeinheiten liegen aus dem Bereich der Wehrpsychologie bislang noch keine Studien vor¹⁹⁾. Naturgemäß fehlen auch Untersuchungen zum Verhalten von Soldaten in Extremsituationen; modellhaft könnte man freilich solches Verhalten bei Waffengattungen oder

Einheiten studieren, die ihren militärischen Auftrag unter besonders starkem Stress wahrnehmen müssen.

Die Würdigung derzeit laufender bzw. in Vorbereitung befindlicher Untersuchungen macht deutlich, daß bis heute eigentlich immer nur klassische Fragestellungen wiederholt oder aktuelle Konflikte innerhalb der militärischen Organisation beschrieben und analysiert worden sind. Damit wird die Sozialpsychologie in der Bundeswehr eindeutig angewandte Psychologie, was sie auch immer und überall sein sollte. Darüber hinaus kann aber solche Forschung in gewissen Maße eine „Alibi-Funktion“ für die militärische Führung annehmen. Denn so sehr zu wünschen ist, daß zwischen Sozialforschern und Militärs Sprachbarrieren abgebaut werden und damit eine fruchtbare Zusammenarbeit möglich wird, so wichtig bleibt stets die theoretische und methodische Rückbesinnung des Wissenschaftlers und damit die Distanz zu dem Gegenstand. Gemeint ist damit die Einordnung der einzelnen empirischen Arbeiten in ein umfassenderes wissenschaftstheoretisches Bezugssystem: Sozialpsychologie in der Bundeswehr muß sich entwickeln zur Sozialpsychologie des Militärs.

¹⁸⁾ H. Feser und K. Puzicha, Eigenmächtige Abwesenheit und Fahnenflucht von Wehrpflichtigen — eine sozialpolitische Untersuchung, in: Wehrpsychol. Untersuch. 1971, 4, S. 1—113.

¹⁹⁾ Vgl. W. Mitze, Wehrpsychologie, in: W. Arnold et al., Lexikon der Psychologie, 3 Bde. Freiburg 1970 ff.

Klaus von Schubert: Zum Verhältnis von Militär und Wissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/72, S. 3—11

In diesem Beitrag wird das gespannte Verhältnis von Militär und Wissenschaft beleuchtet. Einer rationalen Verständigung stehen vor allem traditionelle Stereotype von Soldat und Wissenschaftler („Streiter und Denker“) entgegen; sie erschweren die notwendige verstärkte wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Militär und eine weitere Öffnung des Militärs für die Wissenschaft. Trotzdem läßt sich das gegenseitige Interesse durch die Militärgeschichte und die Wissenschaftsgeschichte verfolgen.

Angesichts der inneren Probleme der Bundeswehr und ihrer Reformbedürfnisse sowie dem gesellschaftlichen Interesse an der genauen Kenntnis des Militärs, seiner Funktionen, Strukturen, Verhaltensweisen und Wandlungen — auch im Hinblick auf eine fundierte Friedens- und Konfliktforschung — können zahlreiche Forschungsbedürfnisse formuliert und auch mit Prioritäten versehen werden. Sie betreffen vor allem 1. das Verhältnis von Bundeswehr und Gesellschaft, was sozialemprirische Untersuchungen in der Bundeswehr einschließt, 2. erziehungswissenschaftliche Probleme der Streitkräfte, 3. Probleme der Führung von und in Streitkräften, 4. Rüstungsprobleme und 5. Probleme der Sicherheitspolitik im Hinblick auf Kollektive Sicherheit und die Verfahren politisch-militärischer Entscheidungsbildung einschließlich deren Kontrolle. Soweit die Bundeswehr selbst Forschung betreibt oder initiiert, ist im Rahmen der Wissenschaftsorganisation besonders auf Transparenz zu achten. Wissenschaftliche Beschäftigung mit den Streitkräften und Wissenschaftsrezeption durch die Streitkräfte setzt den Abbau vorurteilsbedingter Barrieren, ein Bewußtsein der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft einerseits und die Offenheit der Streitkräfte gegenüber der Wissenschaft andererseits voraus. Das letztere wird durch die künftige wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere erleichtert werden.

Heinz Renn: Gibt es eine Militärsoziologie in der Bundesrepublik?

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/72, S. 12—17

Der Beitrag beschäftigt sich mit der Frage nach originären Beiträgen bundesrepublikanischer Soziologen zur Militärsoziologie. Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß im strengen Sinne bisher kaum etwas zur Erweiterung der Militärsoziologie beigetragen wurde. Die Ursache dieses Zustandes wird primär in den besonderen Bedingungen gesehen, unter denen sich militärsoziologische Forschung in der Bundesrepublik vollzieht. Diese Bedingungen werden von der militärischen Organisation gesetzt. Insbesondere die Tatsache, daß der Schwerpunkt der Forschung bei der Auftragsforschung liegt, erschwert originäre theoretische Beiträge. Militärsoziologische Grundlagenforschung und Methodenforschung fallen allenfalls als Nebenprodukt der Auftragsforschung an. Aber auch die Soziologen selbst sind zu einem nicht geringen Teil für den gegenwärtigen Entwicklungsstand der Militärsoziologie verantwortlich. So hält das unter Soziologen verbreitete Vorurteil, es bestünde eine ideologische Affinität zwischen dem Forscher und dem Forschungsgegenstand „Militär“, viele davon ab, sich überhaupt militärsoziologischen Problemstellungen zu widmen. Allenfalls wendet man sich dem Problembereich „Militär und Gesellschaft“ zu. Hier ist eine kritische Distanz möglich, was wiederum die Beliebtheit dieses Gebietes trotz des Mangels „harter Daten“ erklärt.

Herbert Feser: Sozialpsychologie in der Bundeswehr

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 44/72, S. 18—22

Der vorliegende Aufsatz gibt zunächst eine kurze Einführung in Struktur und Aufgabenbereich des Psychologischen Dienstes der Bundeswehr, sodann einen Überblick über mehrere wehrpsychologische Studien mit sozialpsychologischen Fragestellungen hinsichtlich ihrer Methoden und Ergebnisse.

Vor zehn Jahren studierten Psychologen der Bundeswehr zunächst Fragen der sekundären Sozialisation und soldatischen Erziehung an einer Offizierschule. Gegenstand weiterer Untersuchungen war die Berufszufriedenheit von technischem und Schichtdienstpersonal, in Kampftruppen sowie bei Unteroffizieren aller Teilstreitkräfte. Einige Erhebungen zielten auf soziale Einstellungen gegenüber der allgemeinen Wehrpflicht, der Bundeswehr als Institution und auf die Motivation zum freiwilligen Dienst in der Marine. Andere Studien befaßten sich mit Rollenwahrnehmungen und -erwartungen bei Unteroffizieren sowie Offizieren. Die psychologische Beschreibung abweichenden Verhaltens in der modernen Armee, insbesondere der eigenmächtigen Abwesenheit von Wehrpflichtigen, wurde in letzter Zeit zu einem der aktuellsten Themen.

Die kritische Betrachtung der referierten Studien zeigt, daß die noch junge Sozialpsychologie in der Bundeswehr bereits vielfältige soziale Probleme der militärischen Organisation beschreiben konnte. Der Schwerpunkt lag dabei auf der Methodenseite — mit Nachdruck ist jedoch die Gleichbeachtung und Einheit von Theorie, Methode und Befund zu fordern. Im Falle der Vernachlässigung der Theorie kann angewandte Sozialpsychologie allzuleicht als bloßes Instrument im Dienste einer bestimmten Organisation mißbraucht werden.